
DER STERN
D 20720 E
Juli 1982
108. Jahrgang
Nummer 7

DER STERN

Veröffentlichung
der Kirche Jesu Christi der
Heiligen der Letzten Tage

Juli 1982
108. Jahrgang
Nummer 7

INHALT

FÜR KINDER

Umschlagbild: Präsident Gordon B. Hinckley (zum Artikel auf Seite 11).
Fotografie von Eldon K. Linschoten.

Jahresabonnement:

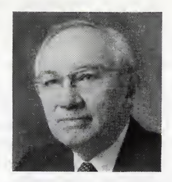
DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweige oder Gemeinden).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage,
Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 50050102.
sFr. 22,80 an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,– an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388,
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7,
D-6000 Frankfurt am Main 50, Telefon: 0611/1534265.

Printed in the Federal Republic of Germany

PB MA 0471 GE

WIR BRAUCHEN SEIN KOMMEN NICHT ZU FÜRCHTEN



Präsident Gordon B. Hinckley
Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

Als ich kürzlich einen freien Abend hatte, sah ich im Fernsehen einige Nachrichtensendungen. Jede handelte von den Konflikten, dem Leid und der Bedrängnis in der Welt.

Ich schaltete den Fernseher aus, ging im Wohnzimmer am Klavier vorbei und nahm das Gesangbuch in die Hand. Dort las ich die folgenden wunderbaren Worte, die Parley P. Pratt vor langer Zeit geschrieben hat und die mir aus dem Herzen gesprochen sind:

„Komm, o du Heiland hehr,
Du langersehnter Held,
Des Gnad' und große Huld
Befreit die ganze Welt.
Komm, alle Völker warten dein,
Laß du dein Volk versammelt sein!
Befrei uns von der Not,
Und brich der Sünd' Gewalt,
Bring uns Gerechtigkeit,
Daß freudenvoll erschallt
Das Lied des Heils, der Friedenszeit,
Wenn du erscheinst in Herrlichkeit."

(„Komm, o du Heiland hehr!",
Gesangbuch, Nr. 224)

Ich bin sicher, daß er wiederkommen wird, ich weiß es. An der Ostwand der Vorhalle im Amtsgebäude der Kirche in Salt Lake City befindet sich ein schönes, eindrucksvolles Wandgemälde. Dort wird der auferstandene Herr gezeigt, wie er elf seiner Apostel letzte Weisungen erteilt. Zu diesem Zeitpunkt beauftragte er sie, allen Nationen, Geschlechtern, Sprachen und Völkern das Evangelium zu bringen.

„Als er das gesagt hatte, wurde er vor ihren Augen emporgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihn ihren Blicken.

Während sie unverwandt ihm nach zum Himmel emporschauten, standen plötzlich zwei Männer in weißen Gewändern bei ihnen und sagten: Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Dieser Jesus, der von euch ging und in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt ... hingehen sehen." (Apg 1:9-11.)

Außerdem weiß ich: Wenn er zum zweitenmal kommt, wird er in Herrlichkeit kommen – im Gegensatz zu der Art und Weise, wie er in der Mitte der Zeit gekommen ist. Bei seinem ersten Kommen ließ er sich, obwohl er der große Jehova war, der Schöpfer der Erde und der Gott, der vorzeiten zu den Propheten gesprochen hatte, dazu herab, als Kind in einem Stall in Betlehem zur Welt zu kommen. Er wandelte auf den staubigen Straßen Palästinas, „ein Mann voller Schmerzen, mit Krankheit vertraut" (Jes 53:3).

Er ließ zu, daß schlechte Menschen über ihn Gewalt hatten, und wurde auf dem Hügel Golgota gekreuzigt.

In der jetzigen Ausschüttung hat der Herr nun verkündet:

„Die Zeit ist bald da, daß ich in einer Wolke kommen werde mit Macht und großer Herrlichkeit.

Und es wird ein großer Tag sein, wenn ich komme, denn alle Nationen werden zittern.

Aber ehe dieser große Tag kommt, wird die Sonne sich verfinstern, und der Mond wird sich in Blut verwandeln, und die Sterne werden sich weigern zu leuchten, und einige werden fallen, und große Zerschlagung erwartet die Schlechten." (LuB 34:7-9.)

In diesem Zitat gibt es eine Stelle, die mich fasziniert: „Alle Nationen werden zittern." Voller Hochmut und im prahlerischen Bewußtsein der eigenen Macht halten sich die Menschen und die großen Nationen für unbesiegbar, aber ihre Führer haben nicht genug über die Geschichte gelesen.

Vor über vierzig Jahren war ich Missionar auf den Britischen Inseln. Für das britische Weltreich war dies die Zeit, da man wahrhaft sagen konnte, die Sonne gehe auf britischem Boden niemals unter. Der Union Jack [die britische Flagge] wehte in einem Viertel der Welt. In jenen Tagen bedeutete Weltfrieden Frieden im britischen Weltreich. Nun ist dieses Weltreich dahin; seine Teile sind unabhängige Nationen, und der britische Löwe, der so laut gebrüllt hat, ist alt, krank und schwach.

Es fällt mir leicht zu glauben, daß die Nationen zittern werden, wenn der Sohn Gottes wiederkommt, um sein Reich zu beanspruchen; denn wenn dieser Tag kommt und „wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommt und alle Engel mit ihm, dann wird er sich auf den Thron seiner Herrlichkeit setzen.

Und alle Völker werden vor ihm zusammengerufen werden, und er wird sie voneinander scheiden, wie der Hirte die Schafe von den Böcken scheidet" (Mt 25:31,32).

Nicht nur die Nationen, sondern auch die Menschen werden gerichtet werden. Der Herr hat gesagt:

„Siehe, jetzt, bis des Menschen Sohn kommt, sagt man ‚heutigen Tages', also ‚heute'; und wahrlich, es ist ein Tag des Opferns und ein Tag, daß mein Volk gezehntet werde; denn wer gezehntet ist,

wird bei seinem Kommen nicht brennen müssen.
Denn nach dem ‚Heute‘ kommt das Brennen ... Alle Stolzen und alle, die Schlechtes tun, werden wie Stoppeln sein; und ich werde sie verbrennen, denn ich bin der Herr der Heerscharen; und ich werde keinen schonen, der in Babylon bleibt“ (LuB 64:23,24).

Vor einigen Jahren sprach einer unserer Führer über das Zehntenzahlen als ‚Feuerversicherung‘, und man lachte darüber. Das Wort des Herrn ist jedoch deutlich: Wer die Gebote nicht hält und Gottes Gesetze nicht befolgt, wird beim Kommen Christi verbrannt; denn dies wird ein Tag des Gerichts sein, ein Tag des Aussiebens, wo die Guten und die Schlechten voneinander geschieden werden. Ich persönlich bin der Meinung, kein Ereignis in der ganzen Geschichte der Erde ist so schrecklich gewesen, wie der Tag des Zweiten Kommens Christi sein wird – kein Ereignis wird so folgenschwer für die Nationen der Erde gewesen sein, so schrecklich für die Schlechten und so wunderbar für die Rechtschaffenen.

Es wird eine Zeit großer und schrecklicher Furcht sein, eine Zeit verheerender Umwälzungen in der Natur, eine Zeit des Weinens und Wehklagens, der verspäteten Umkehr, der Anrufung des Herrn um Barmherzigkeit. Für diejenigen jedoch, die bei diesem Gericht angenommen werden, wird es ein Tag der Danksagung sein; denn der Herr wird mit seinen Engeln kommen, mit den Aposteln, die in Jerusalem bei ihm waren, und mit allen, die schon auferstanden sind. Auch werden sich die Gräber der Rechtschaffenen öffnen, und diese werden hervorkommen. Dann wird das große Millennium beginnen, ein Zeitraum von tausend Jahren, währenddessen der Satan gebunden sein und der Herr über sein Volk regieren wird. Können Sie sich vorstellen, wie wunderbar und schön diese Zeit sein wird, in der der Widersacher keinen Einfluß haben wird? Denken Sie daran, was für einen Druck er jetzt auf Sie ausübt, und vergegenwärtigen Sie sich dann den Frieden in einer Zeit, in der kein derartiger Einfluß auf Sie ausgeübt werden wird. Stille und Güte werden dort herrschen, wo jetzt das Böse ist und wo Streit herrscht.

Kein Ereignis in der ganzen Geschichte der Erde ist so schrecklich gewesen, wie der Tag des Zweiten Kommens Christi sein wird.

Ich weiß, daß Ihnen dies alles und noch viel mehr von dem, was in der Schrift ausgeführt wird, bekannt ist; doch hatte ich das Gefühl, ich sollte dies alles wiederholen, um jeden von uns an den Glauben und die Gewißheit zu erinnern, die wir in bezug auf die bevorstehenden Ereignisse haben. Wüßten wir den Zeitpunkt ihres Geschehens, so würde uns dies viel von der Selbstdisziplin nehmen, die wir brauchen, um täglich den Grundsätzen des Evangeliums zu gehorchen.

Die meisten von uns denken nur selten über die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Millennium nach, und vielleicht tun wir damit gerade das Richtige. Gewiß hat es keinen Sinn, Vermutungen über den Tag und die Stunde dieser Ereignisse anzustellen. Laßt uns lieber jeden Tag so

leben, daß wir, falls der Herr kommt, während wir noch auf der Erde sind, jener Veränderung würdig sind, die in einem Augenblick geschehen wird und durch die wir von einem sterblichen zu einem unsterblichen Wesen verwandelt werden. Und sollten wir sterben, bevor er kommt, so werden wir, wenn wir seinen Lehren gemäß gelebt haben, uns am Morgen jener Auferstehung erheben und an all dem Wunderbaren teilhaben, das für diejenigen bestimmt ist, die in dem verheißenen Millennium bei dem Erretter leben und mit ihm arbeiten werden. Wir brauchen den Tag seines Kommens nicht zu fürchten. Das Ziel der Kirche ist es gerade, uns den Antrieb zu geben und es uns zu ermöglichen, unser Leben so zu führen, daß wir, die wir dem Reich Gottes angehören, dem Himmelreich angehören werden, wenn er dieses Reich auf der Erde aufrichtet. Lassen Sie mich noch zwei oder drei Punkte nennen, die von Nutzen sein werden, wenn man sie beachtet.

> Ich habe daran gedacht, wie wunderbar es sein wird, wenn ich eines Tages vielleicht mit Vertrauen in der Gegenwart Gottes stehen kann.

Der Prophet Micha hat verkündet: „Es ist dir gesagt worden, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir erwartet: Nichts anderes als dies: Recht tun, Güte und Treue lieben, in Ehrfurcht den Weg gehen mit deinem Gott" (Mi 6:8). Dieses eine Gebot bietet genug Stoff für eine lange Predigt. Ich möchte nur auf einen Punkt eingehen. „Güte und Treue lieben." Als Beispiel möchte ich etwas aus einem Brief vorlesen. Ich habe ihn von einer jungen Frau erhalten, die als FHV-Leiterin mit derlei beschäftigt ist.

„Gestern habe ich den größten Teil des Tages damit verbracht, Wohlfahrtsgüter abzuholen und zuzustellen. Einer der zwei Fälle, die ich betreute, war tragisch. Es handelt sich um eine Frau, die vor Jahren bei einem Brand schwere Kopfverletzungen davongetragen hat. Seit Jahren muß sie sich plastischen Operationen unterziehen. Ihre Kopfhaut wird von einer Anzahl Nadeln zusammengehalten. Sie ist geschieden, und um sich und ihre vierjährige Tochter zu ernähren, nimmt sie jede Arbeit an, die sie finden kann, hier einen Job und da einen Job, bis sie die Operationen hinter sich hat und wieder zur Schule gehen kann, um ihre Ausbildung als Diätberaterin abzuschließen. Sie hat kein Auto und ist in dieser großen und betriebsamen Stadt völlig auf ihr Fahrrad als Transportmittel angewiesen. Mit diesem Rad ist sie den ganzen Winter hindurch gefahren, das kleine Mädchen auf dem Rücken. Manchmal ist sie 50 Kilometer am Tag gefahren, nur um irgendwo ein paar Stunden arbeiten zu können.

Vor einer Woche geriet sie beim Radfahren an eine vereiste Stelle. Sie stürzte, schlug mit dem Kopf auf und zog sich eine Gehirnerschütterung zu. Ins Krankenhaus wollte sie nicht, weil sie die Behandlungskosten nicht tragen konnte. So blieb sie in ihrer Wohnung und litt unter Schmerzen, bis ihre Schwester sie fand und für ärztliche Hilfe sorgte. Ihre Mutter konnte ihr ein wenig helfen. Zufällig kam ihr Heimlehrer vorbei und

entdeckte ihre mißliche Lage. Als ich sie als FHV-Leiterin besuchte, stellte ich fest, daß sie zu Hause weder etwas zu essen, noch Medikamente für ihre Zuckerkrankheit, noch Geld hatte. So ging ich gestern hin, um ihr Lebensmittel und Medikamente zu bringen. Was für eine großartige Gelegenheit, jemandem zu dienen, der so dringend Hilfe braucht!"

Seid gütig und gehorcht dem Gebot des Herrn, indem ihr von eurer Habe für die Arbeit in diesem Reich gebt! Ich möchte hier noch das Zeugnis eines Mannes wiedergeben, der in seiner Kindheit arm war, jetzt aber, als alter Mann, wohlhabend ist. Er hat vor der Gemeinde gestanden und gesagt:

„Als ich noch ein Junge war, lag ich an Sommertagen oft zwischen den Luzernen, kaute an einem Zweig und sann, während ich zum Himmel hinaufschaute, darüber nach, wo die Schleusen des Himmels waren, von denen meine Eltern gesprochen hatten. Ich konnte sie in den Wolken nicht sehen, und ich dachte, irgendwo dort am blauen Himmel müßten sie sein. Ich fragte mich, wie sich diese Schleusen öffnen konnten, so daß ich eine Pfadfinderuniform, ein Pony und ein Fahrrad bekommen konnte. Das alles bekam ich nie, aber inzwischen habe ich erlebt, wie sich die Schleusen des Himmels öffnen – durch das Wohlwollen guter und großzügiger Nachbarn und Freunde aus dieser Gemeinde."

Zum Schluß möchte ich zu meinem Thema noch ein paar Worte der Offenbarung anführen – ein paar Worte im Sinne eines Gebots, ein paar weitere Worte im Sinne einer Verheißung. Das Gebot: „Laß Tugend immerfort deine Gedanken zieren." Die Verheißung: „Dann wird dein Vertrauen stark werden in der Gegenwart Gottes." (LuB 121:45.) Ich habe sehr viel über diese Worte nachgedacht. Ich durfte mehreren Präsidenten der Vereinigten Staaten begegnen, dazu politischen Führern, Herrschern und Regenten in anderen Ländern, und es ist ein beruhigendes Gefühl, mit Vertrauen in der Gegenwart solcher Männer stehen zu können. Und als ich darüber nachge-

Für die Heimlehrer

1. Erzählen Sie ein persönliches Erlebnis dazu, wie wichtig es ist, den Grundsätzen des Evangeliums zu gehorchen. Bitten Sie die Familie, sich zu der Rolle zu äußern, die der Gehorsam ihrer Meinung nach in ihrem Leben spielen soll.

2. Vielleicht kann die Familie eine der in diesem Artikel zitierten Schriftstellen oder eine andere Schriftstelle zu diesem Thema miteinander lesen.

3. Besprechen Sie, wie die Familie „Güte und Treue lieben" und in Ehrfurcht den Weg mit dem Herzen gehen kann. (Siehe Mi 6:8.)

4. Welches Gebot kann uns nach Präsident Hinckleys Worten helfen, mit Vertrauen in der Gegenwart Gottes zu stehen? Besprechen Sie mit der Familie, wie sie dieses Gebot besser in ihr Leben einbeziehen kann.

5. Würde sich ein Gespräch mit dem Familienoberhaupt vor dem Heimlehrbesuch positiv auf den Besuch auswirken?

dacht habe, habe ich auch daran gedacht, wie wunderbar es sein wird, wenn ich eines Tages vielleicht mit Vertrauen in der Gegenwart Gottes stehen kann.
„Der Heilige Geist wird dir ein ständiger Begleiter sein“, fährt der Herr in diesem Zitat fort, „und dein Zepter ein unwandelbares Zepter der Rechtschaffenheit und Wahrheit, und deine Herrschaft wird eine immerwährende Herrschaft sein, und ohne Nötigung wird sie dir zufließen für immer und immer“ (LuB 121:46). Ich möchte hinzufügen, daß hierzu auch die Zeit zählt, wo der Herr kommt – an dem großen Tag des Aussiebens, wo die Rechtschaffenen von den Schlechten getrennt werden.

Meine Brüder und Schwestern, von alledem gebe ich Zeugnis, und ich stütze mich dabei auf das offenbarte Wort des Herrn. Ich bete demütig und mit aufrichtigem Wunsch darum, jeder von uns möge sein Leben hier und jetzt so führen, daß wir uns vor dem großen und schrecklichen Tag seines Kommens weder fürchten noch uns Sorgen darüber machen. Gott segne uns bei unserer Suche nach Wahrheit, Frieden und Stärke; darum bete ich demütig im Namen dessen, der gewiß kommen wird, und zwar zu einem Zeitpunkt, den wir nicht kennen. Sein Kommen ist so sicher wie der Aufgang der Sonne am Morgen. Im Namen Jesu Christi. Amen. □

PAULCHENS KÜRBISSE

W. Paul Hyde

Nachdem wir sehr viel gebetet und geplant hatten, legten wir unserem Pfahl im September 1980 ein Programm zur Geldbeschaffung für den Bau unseres neuen Pfahlzentrums vor. Wegen der hohen Kosten, die für das Gebäude veranschlagt wurden, wußten wir, daß unsere Mitglieder sehr viel Glauben nötig haben würden, um die vielen tausend Dollar aufzubringen. Während wir noch über die Sache nachdachten, erlebte ich etwas Ungewöhnliches, was ich nie vergessen werde.
Eines Tages, als im Büro sehr viel zu tun war, teilte mir meine Sekretärin gegen 14 Uhr mit, ein Paul Goodwin wolle mich sprechen. Ich schaute in meinen Terminkalender und stellte fest, daß ich keine Verabredung mit einem Paul Goodwin hatte; ich kannte Paul Goodwin nicht einmal. So dachte ich, ich sollte meiner Sekretärin sagen, ich hätte zuviel zu tun, der Besucher sei nicht angemeldet und ich könne ihn daher nicht empfangen. Aber irgend etwas trieb mich dazu, doch mit Paul Goodwin zu sprechen.
Da ich noch immer unter Zeitdruck stand, öffnete ich hastig die Tür meines Büros. Überrascht sah ich einen kleinen, vierjährigen Jungen dastehen. Ich erkannte seine Mutter, die im Vorzimmer saß, und wußte sofort, daß dies der Sohn von David und Marilyn Goodwin aus der Four - Corners - Gemeinde in unserem

Pfahl war. Der kleine Paul stand in der Tür, die Hände in den Taschen, und schaute mich so vertrauensvoll an, daß ich spürte: es war wirklich wichtig, mit ihm zu sprechen.
Ich ließ ihn hereinkommen. Als wir uns hingesetzt hatten, versank er hinter dem Schreibtisch so, daß ich kaum seine großen Augen sah. „Nun, Bruder Goodwin, weswegen möchtest du mich denn sprechen?" fragte ich.
Er sagte kein Wort, sondern faßte in seine Tasche, zog eine zerknüllte 1-Dollar-Banknote hervor und legte sie auf den Schreibtisch. Dann faßte er wieder in die Tasche, zog ein 25-Cent-Stück heraus und legte es dazu. Er faßte noch einmal in die Tasche und zog ein weiteres 25-Cent-Stück heraus, dann noch ein 10-Cent- und ein 5-Cent-Stück. Als er das 5-Cent-Stück auf den Schreibtisch legte, schaute er zu mir hoch und sagte: „Das ist für das neue Gebäude."



„Du meinst unser neues Pfahlzentrum?" fragte ich.
Er nickte.
„Das ist ja wunderbar!" sagte ich. „Aber woher hast du denn einen Dollar und 65 Cents?"
Er sagte: „Ich habe im Sommer Kürbisse in meinem Garten gepflanzt, und jetzt waren sie reif. Da habe ich sie aufgesammelt und in meinen Wagen getan. Ich bin zu allen Nachbarn in unserer Straße gegangen und habe sie verkauft. Da ist das Geld. Ich möchte es für das neue Gebäude geben."
Ich unterdrückte die Tränen, konnte es aber nicht unterlassen, den Jungen auf den Arm zu nehmen und ihm zu sagen, daß diese 1,65 Dollar ganz, ganz wichtig seien. Der Vater im Himmel sei bestimmt sehr glücklich darüber, daß er die Kürbisse verkauft habe, um Geld für das neue Pfahlzentrum aufzubringen.
Nun war ich sicher, daß unsere Mitglieder genug Glauben hatten, um die vielen tausend Dollar aufzubringen. □

Ich habe eine Frage

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Frage:
Welcher Art waren die falschen Anschauungen und Wertbegriffe sowie die Gebräuche, die Israel während der Zeit des Alten Testaments zur Versuchung wurden?

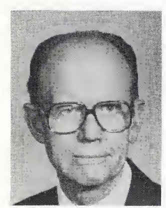
Antwort:
Ellis T. Rasmussen
Ehemaliger Dekan für religiöse Unterweisung an der Brigham-Young-Universität

Ich glaube, wir sind uns nicht hinreichend bewußt, was für eine schwere Aufgabe Israels Propheten hatten: die Erinnerung der Israeliten an ihren Bund und ihre Berufung wachzuhalten. Die Israeliten sollten Gott und seine Wege verkünden, anstatt sich von denen belehren zu lassen, die Götzen verehrten. Es fiel ihnen jedoch sehr schwer, dem Druck der Völker zu widerstehen, unter denen sie lebten, und sich nicht auf ihre verlockenden Irrwege einzulassen. Es fiel ihnen schwer, ihrem unsichtbaren Gott treu zu bleiben, obwohl sie viele Male gesehen hatten, wie gütig und barmherzig er zu ihnen war.

Ich erinnere mich noch, wie überrascht ich war, als ich heidnische Tempel und Grabstätten aus dem Altertum besuchte und feststellte, welches die wichtigsten „Segnungen" waren, um die die Götzenanbeter ihre Götter wiederholt anflehten: Unsterblichkeit, Vermehrung, Fruchtbarkeit für Großvieh, Kleinvieh und Ackerland. Um diese Segnungen baten sie in Form von fleischlichen und sinnlichen Ritualen, die die natürlichen Begierden der Israeliten ansprachen – im Gegensatz zu den strengen, moralischen und spirituell begründeten Verhaltensvorschriften, die Israels Gott für die gleichen Segnungen festgelegt hatte.

Die Kanaaniter hatten eine Vielzahl von Göttern und Göttinnen. Von diesen Göttern nahmen sie an, sie brächten den Regen und machten Felder und Vieh fruchtbar, segneten den Handel und beschützten die Städte. Man glaubte, sie beherrschten die Jahreszeiten, den Tod und das Geborenwerden – jeden Ablauf

Ich habe eine Frage



Ellis T. Rasmussen

in der Natur. Daraus schloß man, der Mensch könne die Natur beeinflussen, indem er für jedes Bedürfnis den richtigen Gott bzw. die richtige Göttin verehrte. Natürlich wurden Opfer gefordert – sogar Kinder als Opfer.

Durch jahrelange archäologische Forschung und durch Übersetzen alter Dokumente haben Gelehrte festgestellt, daß die alten Völker in enger Verbindung zueinander standen. Viele hatten gemeinsame religiöse Vorstellungen und Verehrungsrituale, und die Namen und Aufgaben der einzelnen Götzen waren weithin bekannt. Daher nimmt es nicht wunder, daß in Israel viele sich gelegentlich der einen oder anderen Gottheit zuwandten.

Die am meisten verbreiteten Götzen waren Baal und seine Gefährtin Astarte. Die Göttin Astarte wurde „Himmelskönigin" genannt und war bei den Kanaanitern, den Babyloniern und den Phöniziern in Tyrus und Sidon sowie bei den Syrern und anderen die am häufigsten verehrte Fruchtbarkeitsgöttin. Als Herrin über die geheimnisvollen Kräfte der Fortpflanzung wurde sie durch rituelle sexuelle Ausschweifung verehrt. Dies stellte für die Israeliten oft eine Versuchung dar. Der Sohn der Astarte (in manchen Fällen ihr Mann), Tammus, der Gott der Pflanzenwelt, beherrschte den Kreislauf der Jahreszeiten. Nach der Sage stieg die Göttin Astarte im Herbst in die Unterwelt hinab, um ihren Mann, Tammus, aus dem Totenreich zurückzuholen, damit er im Frühjahr das Leben wiederbringe. In einigen prophetischen Büchern der Bibel lesen wir davon, wie das Volk Israel im Rahmen eines herbstlichen Kultbrauchs Tammus beweint (Siehe Ez 8:14).

Auch Kälber und Stiere waren Gegenstand der Anbetung oder Verehrung. Manchmal gebaren sie die Fruchtbarkeitsgötter, manchmal waren sie Symbole der Fortpflanzung. Die moabitische Gottheit Kemosch gehörte zu den Götzen, die zeitweilig in Jerusalem aufgestellt wurden, und zwar zuweilen aus politischen Gründen. Dagon, der Gott der Philisterstädte Gaza und Aschdod, war entweder Fischgottheit oder Getreidegottheit. Er wird in der Bibel mehrmals erwähnt.

Vielleicht die schrecklichste Gottheit,

Ich habe eine Frage

der sich die Kinder Israel überraschenderweise zuweilen zuwandten, war Moloch. Der Name Moloch bedeutet „König". Ihm wurden Kinder im Feuer geopfert, sogar von einigen Königen der Israeliten. Sie ließen „ihre Söhne und Töchter für den Moloch durchs Feuer gehen". Der Prophet Jeremia sagte, der Herr habe derlei niemals von Israel gefordert (Siehe Jer 32:35; 7:31). Warum wandte sich Israel von der Güte Jehovas ab und einer so schrecklichen Gottheit zu? Zweifellos geschah es aus dringenden wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Gründen.

Der Sonne und den Sternbildern wurden Kräfte der Fruchtbarkeit und der Schutzherrschaft zugeschrieben. In heißen, trockenen Landstrichen war das geheimnisvolle, fahle und kühle Licht des Mondes ebenfalls Gegenstand der Anbetung. Die Mondphasen entsprachen verschiedenen Lebensabschnitten, biologischen Abläufen und dem Geschehen in der Landwirtschaft.

Die Terafim waren Hausgötter und werden in der Bibel oft erwähnt. Anscheinend stellten sie Symbole für Landbesitz dar. Man ließ sich auch von ihnen wahrsagen oder in Notzeiten Rat erteilen.

Auch einige Bäume, Büsche und andere Pflanzen wurden verehrt. Besonders die Tamariske, deren hebräischer Name *eschel* lautet, galt als heilige Pflanze, die einen nützlichen Einfluß auf andere Pflanzen ausüben konnte. Bäume wie die Terebinthe und die Eiche galten als besonders heilig, wahrscheinlich weil sie Schutz und Schatten spendeten und die Fähigkeit zu einem langen Leben an den Tag legten.

Außerdem gab es Schicksals- und Glücksgötter sowie Götter des Sturms und der Wüste, ja, Götter für alle Abläufe in der Natur und für alle menschlichen Fähigkeiten.

Der Übergang von der Sklaverei zur Freiheit, vom Nomadentum zum Leben als seßhafte Bauern, vom Land- zum Stadtleben und vom Dasein als Nation zu einem internationalen Status warf viele Probleme auf, so daß die Israeliten in wachsendem Maße auf göttliche Hilfe und göttliches Eingreifen angewiesen waren. Aber die Propheten standen stets vor der schwierigen Frage, wie sie die Menschen dazu veranlassen konnten, Jehova zu vertrauen, anstatt sich Fruchtbarkeitszaubereien, Amuletten und Götzen mit geheimnisvollen Fähigkeiten zuzuwenden. Viele konnte man nur schwer davon überzeugen, daß die Verehrung Jehovas und eine rechtschaffene Lebensführung in moralischer, sozialer und geistiger Hinsicht der einzige wahre Weg zu Sicherheit und Erfolg waren. ☐

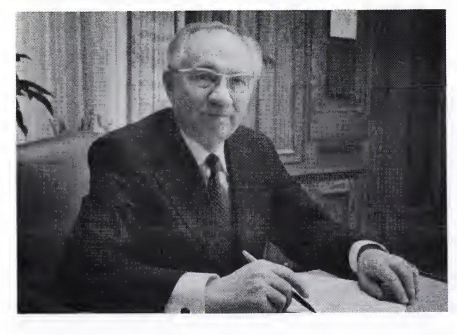
PRÄSIDENT GORDON B. HINCKLEY

Eine rechtschaffene Seele, auf geistige Weise geformt

Elder Neal A. Maxwell
vom Kollegium der Zwölf Apostel

Wenn eine rechtschaffene Seele auf geistige Weise geformt wird, lassen die Spuren, die frühe Erfahrungen hinterlassen haben, gelegentlich eine Voraussage darüber zu, was im späteren Leben deutlich hervortreten wird. Was einen Menschen formt, zeigt sich zuweilen überraschend deutlich, so auch im Leben Präsident Gordon B. Hinckleys. Die folgenden Beispiele bestätigen dies. Jedes davon beschreibt einen persönlichen Erfolg.

Vor vielen Jahren war Präsident Hinckley kurze Zeit Seminarlehrer. Jetzt ist er Vorsitzender im Führungskomitee des Bildungsausschusses, der zugleich das Kuratorium der Brigham-Young-Universität bildet. Diese Funktion übt er schon mehrere Jahre aus – und das zu einer Zeit, wo sich das Seminar- und das



Präsident Gordon B. Hinckley bei der Arbeit in seinem Büro.

Präsident Hinckley 1932 als Absolvent der Universität von Utah.

Der barfüßige Junge mit dem Hund ist Präsident Hinckley; er war damals ungefähr neun Jahre alt.





Institutsprogramm in der ganzen Welt in bemerkenswerter Weise ausgebreitet haben. Präsident Hinckley, dem 1971 die Sonderauszeichnung für ehemalige Studenten der Universität von Utah und 1979 von der Brigham-Young-Universität die Ehrendoktorwürde in den Geisteswissenschaften verliehen wurden, hat von der Bildung eine umfassende Vorstellung.

Die erste bezahlte Arbeit, die Präsident Hinckley als Junge ausgeübt hat, war die eines Zeitungsträgers für die Deseret News. Als erwachsener Mann wurde er

Diese Aufnahme von 1961 zeigt den Verwaltungsrat der Deseret News, der von der Kirche herausgegebenen Tageszeitung in Salt Lake City. Präsident Hinckley sitzt unten links. Vorsitzender des Verwaltungsrates war Elder Mark E. Petersen (hinten links, hinter dem Tisch).





Präsident Hinckley im Gespräch mit HLT-Soldaten 1967 in Vietnam.



Präsident Hinckley überwachte drei Jahre lang die Arbeit der Kirche in Südamerika. Man sieht ihn hier in Santiago in Chile mit einer Klasse einer kircheneigenen Schule.

Präsident der Deseret News Publishing Company, eine Aufgabe, die er mehrere Jahre versehen hat.

Auch in der Missionsarbeit hat er von ganz unten begonnen. Nach seiner Vollzeitmission auf den Britischen Inseln wurde er 1935 von Präsident Heber J. Grant zum Sekretär des Komitees für Rundfunksendungen, Öffentlichkeitsarbeit und Missionsliteratur berufen, des Vorläufers der heutigen Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit.

Diese Erfahrungen wurden vertieft, als Präsident David O. McKay ihn zum Leiter

Mit seiner Frau Marjorie (rechts) war Präsident Hinckley 1973 bei einer Geburtstagsfeier der Familie in Eden, Utah.



17. Juni 1948 – Vorbereitung auf die Rundfunksendung „Church Hour on Sunday Night", eine Reihe von 20 Vorträgen Präsident J. Reuben Clarks jun. (rechts). Elder Richard L. Evans (Mitte) war der Ansager, Elder Gordon B. Hinckley (links) der Regisseur.



des Mitarbeiterstabs der Missionarsabteilung bestimmte. Dieses Amt hatte er von 1951 an sieben Jahre lang inne, bis er als Generalautorität berufen wurde. Später, als Mitglied des Rates der Zwölf (des Missionarskomitees der Kirche), überwachte er die Abwicklung dieses Programms in der ganzen Welt.

● Als junger Mann sprang Präsident Hinckley einmal aus dem Stegreif für einen abwesenden Senator (Reed Smoot) ein und hielt eine Rede, die sehr gut aufgenommen wurde. In unserer Zeit hat man sich seine ausgesprochene Spontaneität in der Weise nutzbar gemacht, daß man ihn damit betraute, die Kirche bei Fernsehübertragungen in verschiedene Länder zu repräsentieren, wie beispielsweise anläßlich der 150-Jahr-Feier im Jahr 1980, sowie im landesweiten Fernsehen.

● Während des Korea-Krieges arbeitete er bei der Einberufungsbehörde mit Beamten einzelner Bundesstaaten und solchen der Union zusammen. Zweifellos ist dies eine gute Vorbereitung auf das Amt eines Vorsitzenden des Komitees für besondere Angelegenheiten gewesen, von dem die Erste Präsidentschaft Hilfe in politischen Angelegenheiten und im Umgang mit der Regierung erwartet.

● Bereits zwei Jahre nach seiner Mis-



Viele Jahre lang überwachte Elder Hinckley das Wachstum der Kirche in Asien. Hier wird er im September 1979 von Mitgliedern der Kirche in Pusan in Korea begrüßt.

sion arbeitete er im Hauptausschuß der Sonntagsschule. Daher rührt sein stetes Interesse an einem guten Unterricht in der Kirche – daran, daß die Mitglieder wahrhaft im Evangelium belehrt werden und so eine dauerhafte geistige Bekehrung erfahren.

- Seine tiefe Liebe zum Propheten Joseph Smith ist ein getreues Abbild der Liebe, die sein Großvater Ira N. Hinckley für den Propheten empfunden hat. Ira N. Hinckley hatte als Fünfzehnjähriger den Propheten in Nauvoo sprechen gehört und seinem Enkel viel über ihn erzählt.
- Inmitten von Kriegen und Kriegsgerüchten besuchte Präsident Hinckley oft die Soldaten in Korea, Vietnam und auf Schlachtfeldern, auf denen es längst still geworden ist, zum Beispiel auf den Philippinen und auf Okinawa. Seither setzt er sich leidenschaftlich für den Frieden ein, hat aber auch die Fähigkeit, den Hoffnungsschimmer mitten im Getümmel des Krieges zu erkennen.
- Mit solcher Zuversicht hat er die Kirche oftmals wie einen zarten Sproß wachsen sehen. Als er 1961 zum erstenmal die Philippinen besuchte, weihte er das Land erneut für die Verkündigung des Evangeliums. Damals gab es auf der ganzen Inselgruppe nur ein einziges Mitglied der Kirche. Heute gibt es dort 41 000 Mitglieder, 13 Pfähle und vier Vollzeitmissionen.
- Vor Jahren hat er als Mitglied des Rates der Zwölf des öfteren Ostasien besucht, dies kommt ihm bei seinen derzeitigen Aufgaben zugute, wie beispielsweise seinem vor kurzem erfolgten Besuch in der Volksrepublik China. Er kam zusammen mit einem Unterhaltungsensemble der Brigham-Young-Universität, das auf Tournee war. Seine frühere Aufgabe als Gebietsbevollmächtigter für Südamerika ließ ihn in ähnlicher Weise mit einem der am schnellsten wachsenden Gebiete der Kirche vertraut werden.

Er ist dankbar für die vielen Einflüsse, die sein Leben geformt haben. Er hat davon gesprochen, als er 1958 als Generalautorität bestätigt wurde. Vorher war er Präsident des East-Millcreek-Pfahls in Salt Lake City gewesen.

„Gestern abend hat Präsident McKay noch spät mit mir gesprochen, und seither denke ich über den Weg nach, der mich bis hierher geführt hat. Ich weiß, daß ich diesen Weg nicht allein gegangen bin, und ich bin den vielen Männern und Frauen – den großartigen Menschen, die heute hier sind – dankbar, ja, den . . . wunderbaren Menschen, deren Namen ich oft nicht einmal mehr weiß, die mir



Elder Hinckley setzt sich seit langem für ein freundschaftliches Verhältnis zu Außenstehenden ein. 1972 traf er mit einigen Geistlichen aus Arizona zusammen, die zu einem Besuch nach Salt Lake City eingeladen worden waren.



Seit mehr als 30 Jahren hat Elder Hinckley mit dem Aufbau und der Abwicklung des Missionsprogramms der Kirche zu tun. Diese Aufnahme vom Anfang der siebziger Jahre zeigt ihn im Gespräch mit jemandem, der zum Verwaltungssitz der Kirche gekommen ist. Elder Hinckley unterhält sich mit dem Besucher über die Missionsarbeit in Europa.

aber geholfen haben." (GK, Apr. 1958.)
Die Mitglieder der Kirche können dankbar sein, daß Präsident Gordon B. Hinckley so gut vorbereitet worden ist. Er ist nicht nur durch seine persönliche Lebensgeschichte geformt worden, sondern er hat auch ein Gespür für die geistige Entwicklung, und dieses ist gerade jetzt so dringend notwendig, wo er die Kirche in eine Zukunft mitführt, die nicht ihresgleichen hat.

Er läßt sich von festen Grundsätzen leiten, und viele Erlebnisse haben ihm Möglichkeiten eröffnet, diese Grundsätze anzuwenden.

Wenn andere Präsident Hinckley als Mann mit gutem Urteilsvermögen, als gutgelaunt, voll guten Willens, ja, als guten Menschen beschreiben, ist das Eigenschaftswort „gut" der Schlüssel zu so vielem, was diesen Mann kennzeichnet.

Seine Frau, Schwester Marjorie Hinckley, die selbst eine überaus talentierte Frau ist, hat zum Ausdruck gebracht, wie sehr sie die Zuverlässigkeit und Treue ihres Mannes schätzt: „Er hat nie gezögert, alles Notwendige zu tun, um es mir und den Kindern angenehmer zu machen." Bisweilen sind diese Annehmlichkeiten das Ergebnis eigener harter Arbeit, denn oft erholt sich Präsident Hinckley in der Weise, daß er im Garten arbeitet oder etwas repariert. Diese Fähigkeiten, vor vielen Jahren in ländlicher Umgebung erworben, haben sich bis heute erhalten. Nach Schwester Hinckleys Worten läßt ihr Mann „stets erkennen, daß er seiner Frau und seinen Kindern absolut vertraut". Er hat ihnen soviel Ansporn gegeben, daß sie über sich hinausgewachsen sind.

Man kann Präsident Hinckleys Sorge und Voraussicht erkennen, die er schon vor Jahren im Hinblick auf die Familie zum Ausdruck gebracht hat – gerade in dieser Zeit sozialer Auflösungserscheinungen kommt der Familie eine besondere Bedeutung zu.

Eine weitere Quelle des Ansporns für seine Familie sind nach Schwester Hinckleys Worten die „eindrucksvollen und klar verständlichen täglichen Gebete" Präsident Hinckleys. Er sei immer optimistisch,

Bei der Frühjahrs-Generalkonferenz 1958 tritt Elder Hinckley im Tabernakel in Salt Lake City ans Rednerpult und wird von Präsident David O. McKay als neuer Assistent des Rates der Zwölf vorgestellt.



und wenn sich jemand Sorgen mache, beruhige er ihn stets damit, daß „zum Schluß alles gut werden wird. Er liebt die Musik, die Literatur und das Leben überhaupt, und deshalb ist es ein großes Abenteuer, mit ihm zusammen zu sein", bemerkt Schwester Hinckley.

Elder Howard W. Hunter, der ungefähr zwei Jahrzehnte im Rat der Zwölf neben Präsident Hinckley gesessen hat, sagt von ihm:

„Zwanzig Jahre lang haben Elder Hinckley und ich im Kreis des Rates der Zwölf nebeneinander gesessen. Ich habe seine Weisheit und sein Urteilsvermögen schätzen gelernt. Niemand hat sich mehr gefreut als ich, als er als Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft bestätigt wurde – obwohl ich die Stärke vermissen werde, die ich gefühlt habe, als wir nebeneinander gesessen haben. Es gibt nur wenige Menschen mit seinen Fähigkeiten, und er wird in seiner neuen Berufung viel für die Kirche leisten."

Auch Elder Thomas S. Monson hat jahrelang im Rat der Zwölf neben ihm gesessen. Er beschreibt Präsident Hinckleys Persönlichkeit als „einzigartige Mischung von Wissen und Mitgefühl. Sein Verstand erfaßt rasch jede Angelegenheit, die dem Rat vorgelegt wird, in allen Einzelheiten. Seine Reaktion darauf ist jedoch stets durch Barmherzigkeit gemilderte Gerechtigkeit." Nach Elder Monsons Worten arbeitet er unermüdlich und „läßt ständig erkennen, wie sehr er daran glaubt, daß es einem zuerst um das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit gehen muß."

Präsident Hinckley ist sich der wichtigen und für uns so wertvollen Tatsache bewußt, daß sich die Kirche letztlich auf das Zeugnis des einzelnen und auf den freiwilligen, hingebungsvollen Dienst der Mitglieder stützt. In einer Ansprache bei der Generalkonferenz hat er folgendes über das Zeugnis gesagt: „Diejenigen, die uns verleumden, können zwar über theologische Fragen debattieren, aber sie können nichts gegen das Zeugnis ausrichten, das durch die Macht des Heiligen Geistes in mein Herz und in Ihr Herz gekommen ist." (GK, Okt. 1961.)

Er hat nie das Interesse und die Liebe für den missionarischen Auftrag verloren, den die Kirche vom Himmel erhalten hat

und der die ganze Welt einschließt, nämlich: die Evangeliumswahrheit allen Menschen bereitwillig nahezubringen. Zugleich ist erkennbar, wie Ansprachen, die er in zweieinhalb Jahrzehnten bei Generalkonferenzen gehalten hat, zunehmend umfassender und tiefgründiger geworden sind. So hat er deutlich seine Besorgnis darüber geäußert, daß die Moral in der ganzen Welt immer mehr ausgehöhlt wird. In Südamerika hat er mit einem jungen Mann gesprochen, der sich von der Gesellschaft losgesagt hat. Sie sprachen über Ziele wie Frieden und Freiheit. Dabei wurden sein Mitleid und sein Verständnis deutlich. Der Haltung des jungen Mannes gegenüber wahrer Sittlichkeit begegnete er mit Demut: „Er war ein wenig schockiert, als ich ihm erklärte, daß *sein* Friede trügerisch sei und daß ich ihm sagen würde, warum." (GK, Okt. 1970.)

Präsident Hinckley ist in dieser Evangeliumszeit der einzige, der vom Mitarbeiterstab am Verwaltungssitz der Kirche in die Erste Präsidentschaft aufgestiegen ist. Der Herr hat ihn durch eine wahrhaft eindrucksvolle Kette von Aufträgen und Berufungen geschult. Alles begann damit, daß ein ängstlicher, demütiger Missionar, der gerade zurückgekehrt war, im Auftrag von Elder Joseph F. Merrill, eines früheren Apostels, zum Verwaltungssitz der Kirche kam, um der Ersten Präsidentschaft 15 Minuten lang Bericht zu erstatten. Die Zusammenkunft zog sich wegen des großen Interesses der Ersten Präsidentschaft fast eineinhalb Stunden hin, und in gewisser Weise hat sie nie aufgehört. Als Treuhänder, der über wenigem getreu gewesen ist, sitzt Gordon B. Hinckley jetzt fast täglich in ebendem Raum der Ersten Präsidentschaft, den er vor so vielen Jahren zum erstenmal betreten hat!

EIN JAHR OHNE SOMMER

Peter K. Bellville

Der Ausbruch des Mount St. Helens wurde ein beliebtes Thema in den Nachrichtenmedien. Er weckte in der Öffentlichkeit ein neues Bewußtsein und Interesse für Vulkane überhaupt. Ein Vulkanausbruch ist immer etwas sehr Dramatisches; viele Menschen werden davon betroffen, und so ist auch das Interesse daran groß. Wenn der Vulkan dann aber seine Tätigkeit wieder einstellt, läßt die allgemeine Wißbegierde nach, und der Ausbruch ist nur mehr ein geschichtliches Ereignis, das schon fast vergessen ist.

Zu diesen geschichtlichen Ereignissen zählt auch ein Vulkanausbruch, der in dem besonderen Ruf steht, die größte Eruption gewesen zu sein, die man je verzeichnet hat. Eine weitere, kaum bekannte Besonderheit ist die: er hat eine geringfügige Rolle in der Geschichte der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage gespielt. Es handelt sich um den Ausbruch des Tambora auf der Insel Sumbawa (östlich von Java) im Jahre 1815.

Als Datum der Eruption wird der 5. bzw. der 7. April genannt, je nach der Informationsquelle und je nachdem, was man als Eruption ansieht. Legt man den 7. April zugrunde, so hat der Ausbruch unter Berücksichtigung der verschiedenen Zeitzonen am 6. April 1815 nordamerikanischer Zeit stattgefunden.

Maria und der Safran

Marilyn Naito

Maria blickte starr aus ihrem Schlafzimmerfenster. Es war ein windiger Herbsttag. Die langen Flügel entfernter Windmühlen drehten sich vor einem leuchtenden Himmel. Sie begann die ländliche Gegend zu lieben, in der ihr neues Zuhause lag.

Maria und ihre Familie hatten immer in einer Wohnung in Madrid, der spanischen Hauptstadt, gelebt. Aber dieses Jahr waren sie in ein Haus auf dem Land gezogen. Marias Vater hatte seine Bürotätigkeit aufgegeben und wollte Landwirt werden.

Es war Maria schwergefallen, ihre früheren Freundinnen und die vertraute Umgebung zu verlassen, aber sie war im Begriff, sich an die neue Welt zu gewöhnen. Sie liebte die weiten, offenen Flächen, die Hügel, die sich durchs Land zogen, und die

großen Windmühlen, mit denen die Landschaft in der Nähe ihres neuen Zuhauses übersät war. „Alles ist so schön hier", murmelte Maria oft, wenn sie durch die Felder lief. Ihre langen, dunklen Haarflechten glänzten in der Sonne, und ihre Haut wurde goldbraun, weil sie soviel draußen war.

In den ersten Frühlingstagen hatte Maria ihrem Vater beim Anpflanzen geholfen. Sie hatte auf dem Feld viele Stunden damit verbracht, sich zu bücken und eine Knolle nach der anderen einzupflanzen. Aber ihr Vater hatte ihr versichert, daß sich all die Stunden harter Arbeit auszahlen würden.

Nach der Pflanzzeit verbrachte Maria den Sommer damit, daß sie sich an den Windmühlen erfreute, im Sonnenschein spielte und mit ihren neuen Nachbarn Freundschaft schloß. Bald vergaß sie, was dort still unter der Erde wuchs. Dann, an einem strahlenden Oktobertag, erblühten die Felder ihres Vaters zu einem Meer purpurfarbener Krokusse.

„O Papa! Das ist das Schönste, was ich je gesehen habe!" rief Maria vor Freude. „Ich habe noch nie so viele Blumen auf einmal gesehen. Aber wer kauft denn die Krokusse, Papa? Das meiste, was hier geerntet wird, ist doch zum Essen."

„Wir ernten schon etwas zum Essen, Maria", versicherte ihr Vater. „Warte nur bis nach der Ernte, dann wird Mama einen köstlichen Leckerbissen für uns haben."

Maria schaute zu, wie die Männer der Ortschaft begannen, die Felder abzuernten. Sie brachten riesige Körbe voller Krokusblüten herein. Als Maria und ihre Mutter sich am Nachmittag den anderen Frauen der Ortschaft zum Sortieren anschlossen, erlebte Maria eine böse Überraschung. Aus der Mitte jeder kleinen purpurfarbenen Blüte zogen die Frauen drei leuchtend rote Narben. Sie legten die Narben sorgfältig in einen Korb und warfen die zerpflückten Blüten auf einen Haufen auf dem Fußboden.

Maria ging zu dem Haufen Blumen hinüber und hob eine auf. Tränen traten ihr in die Augen, als sie daran dachte, wie schön sie gewesen war. Jetzt war sie zerrissen und verwelkte auf der Erde.

Ich kann es nicht mit ansehen, wie soviel Schönes zerstört wird dachte Maria. Widerwillig gesellte sie sich zu ihrer Mutter und den anderen Frauen am Sortiertisch. Bald waren die Körbe mit roten Narben gefüllt und wurden von einer Gruppe junger Männer fortgetragen. Neue Körbe wurden gebracht, und Maria und ihre Mutter arbeiteten bis in die Dämmerung.

Am nächsten Morgen sah Maria, daß man die Narben, bei deren Aussortierung sie geholfen hatte, auf Gestellen ausgebreitet hatte, damit sie in der Sonne trockneten. Mit Interesse beobachtete sie diesen Teil der Erntearbeit. Die heiße Sonne Spaniens bewirkte das Trocknen bald zur Zufriedenheit ihres Vaters, und er fing an,

Illustration von Colleen Hinckley.

die Narben für den Transport zum Markt zu verpacken.

Maria lehnte sich gegen den Lastwagen ihres Vaters, den dieser mit Körben belud. „Papa, ich verstehe immer noch nicht, wie jemand dazu kommt, so etwas zu kaufen. Was hat das denn jetzt noch für einen Sinn, wo die Blumen zerrissen sind?“

Ihr Vater hielt in seiner Arbeit inne und schaute liebevoll zu seiner Tochter hinunter. „Bist du traurig, weil die hübschen Blumen fort sind und nur noch diese kleinen, häßlichen, trockenen Stengel übrig sind?“ fragte er, indem er eine der hart gewordenen Narben aus einem Korb zog und Maria hinhielt.

„Ja, Papa, das bin ich“, sagte Maria und senkte den Blick, so daß sie ihren Vater nicht anschaute.

„Das ist Safran, Maria.“ Ihr Vater blickte auf die Narbe, die er in der Hand hielt. „Solange die Blume noch wächst, ist es ein Krokus, aber wenn wir die Narbe wegnehmen und trocknen – nun ja, dann wird Safran daraus. Und der Safran ist das Gold Spaniens.“

„Ich verstehe das immer noch nicht. Wie kann man dieses trockene Dingsda Gold nennen?“

„Der Safran wächst nur an wenigen Orten in der Welt, Maria“, erklärte ihr Vater. „Die Pflanz- und Erntearbeiten sind sehr schwierig, und müssen alle mit der Hand geschehen, wie du bereits weißt. Man braucht 64 000 Blumen mit ihren Narben, um 400 Gramm Safran zu bekommen. Deshalb ist er sehr kostbar und sehr selten.“

Maria nickte. Sie fing an, den Wert all ihrer Arbeit zu verstehen. „Aber was mas macht man denn damit, wenn es Safran geworden ist? Wozu wird es gebraucht?“

„Im Laufe der Zeit hat man den Safran für alles mögliche benutzt – bei den Griechen als Parfüm, und in vielen anderen Ländern als goldene Farbe für fürstliche Kleider.“ Ihr Vater zwinkerte mit den Augen. „Maria, bringe ein paar von diesen Narben zu Mutti hinein; ich glaube, sie kann dir eine der besten Verwendungsmöglichkeiten des Safrans zeigen.“

Maria brachte die Stengel zu ihrer Mutter und schaute zu, wie sie zu einem Pulver zermahlen wurden. Das meiste von dem Pulver bewahrte ihre Mutter sorgfältig auf. Ein klein wenig ließ sie jedoch für die Abendmahlzeit übrig.

Die ganze Familie wartete an diesem Abend gespannt am Küchentisch. Marias Gesicht hellte sich auf, als ihr eine große Schüssel mit dampfender *paella* vorgesetzt wurde. Diese war mit Hühnerfleisch, Garnelen, Muscheln und Gemüse gefüllt. Das Beste von allem war jedoch der flockige, gelbe, mit Safran gewürzte Reis.

„Jetzt verstehst du bestimmt, warum wir alle diese Blumen gepflückt haben, Maria, denn jetzt kannst du und können andere in der ganzen Welt dieses köstliche Gewürz genießen“, erklärte Marias Vater.

Maria nickte, und ihr Lächeln wurde immer breiter, als sie die Gabel in die Reisportion stieß, die vom Gold Spaniens gefärbt war. ☐

GEORGE ALBERT SMITH

Howard Boughner

13
14
12
15
11
17
16
10
18
9
19
27
8
26
3
2
20
7
25
6
24
5
1
28
21
23
4
22

1870 - 1951

George Albert Smith war sehr krank. Der Arzt hatte Typhus festgestellt, eine damals gefürchtete Krankheit, und angeordnet, daß der Junge mindestens drei Wochen im Bett bleiben müsse. Seiner Mutter wurde mitgeteilt, George Albert dürfe nur Flüssigkeit zu sich nehmen, und man solle ihm etwas Kaffee aufbrühen.

Obwohl er noch ziemlich klein war, zeigte er großen Glauben an den Vater im Himmel und die Bereitschaft, seinen Geboten gehorsam zu sein. Zwar wollte George Albert gesund werden, doch wollte er nicht gegen das Wort der Weisheit verstoßen. Er bat seine Mutter, ihm Wasser statt Kaffee zu bringen und ihren Gemeindelehrer [ist Heimlehrer] holen zu lassen.

Auf Mrs. Smiths Bitte kam Bruder Hawks schnell herbei und gab George Albert einen Segen. Darin verhieß er ihm, er werde bald gesund sein. Schon am nächsten Morgen, als der Junge aufwachte, war das Fieber gewichen, und er fühlte sich viel besser. Einige Jahre später erzählte er dieses Erlebnis einer Gruppe von Kindern und sagte: „Ich war dem Herrn sehr dankbar für meine Genesung. Ich bin sicher, er hat mich geheilt."

Als junger Mann arbeitete George Albert Smith als Handlungsreisender. Er war Präsident landwirtschaftlicher und gewerblicher Genossenschaften und war auch im Bankwesen tätig.

Sein größter Wunsch war es jedoch, der Kirche und ihrer Jugend zu dienen. Fast vierzig Jahre war er eifrig in der Pfadfinderarbeit tätig, und er bekam die höchste Pfadfinderauszeichnung, den Silberbüffel, als Anerkennung für seine Verdienste um die männliche Jugend. Seine Liebe zur Kirche wurde allgemein anerkannt, ebenso seine Tätigkeit für die Kirche als Missionar und als Präsident der Europäischen Mission. Er unterhielt auch eine besondere Freundschaft zu den Indianern.

Am 6. Oktober 1903 wurde Elder Smith als Mitglied des Kollegiums der Zwölf Apostel bestätigt.

1909 litt er an einer schweren Krankheit und war über zwei Jahre arbeitsunfähig. In der Zeit seiner Genesung hatte er eines Nachts einen Traum. Darin erschien ihm sein Großvater Smith und fragte: „Ich möchte gern wissen, was du mit meinem Namen gemacht hast." George Albert Smith antwortete: „Ich habe mit deinem Namen nie etwas getan, dessen du dich schämen müßtest."

George Albert Smith machte dem Namen Smith weiterhin Ehre. 1945, nach 42 Jahren als Apostel, wurde er der achte Präsident der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Er war stets ein Botschafter des guten Willens und half der Welt, die Kirche besser zu verstehen und eine bessere Einstellung zu ihr zu haben. Er war als Menschenfreund bekannt, der zahllosen Menschen die Hilfe gab, die sie brauchten.

Präsident Smith starb am 4. April 1951, an seinem 81. Geburtstag. Der amerikanische Präsident Harry S. Truman hat gesagt: „Ich habe in ihm einen der großen sittlichen Führer unseres Landes gesehen." □





Derek Cuthbert wurde in England geboren, und zwar in Nottingham, das nicht weit vom Sherwood Forest entfernt liegt, wo Robin Hood zu Hause war. „Ich habe in der Nähe von Nottingham Castle gewohnt, und dieser Ort wird in den Erzählungen über Robin Hood öfter erwähnt", erinnert sich Elder Cuthbert. „Es gibt noch immer einen Sheriff von Nottingham, und von Zeit zu Zeit wird er beauftragt, dem Oberbürgermeister von Nottingham zu helfen. Seit Hunderten von Jahren werden Männer zu diesem Amt bestimmt.

„Im Sherwood Forest gibt es einen Baum, der Major Oak heißt, was ‚Große Eiche' bedeutet. Viele nennen ihn den Robin-Hood-Baum. Er ist innen hohl, und es können darin vielleicht zwölf Personen aufrecht stehen. Der Baum ist 1500 Jahre alt, und er soll Robin Hoods Versteck gewesen sein. Die Leute kommen von weither, nur um diesen Baum zu sehen."

Elder Cuthbert und seine Familie gehörten nicht von Kindheit an zur Kirche. „Wir wurden an einem Januarabend des Jahres 1951 getauft", berichtet er, „und wir hatten damals keine schöne Kirche, wie es sie jetzt in vielen Teilen der Welt gibt. Wir versammelten uns in einem alten Haus, wo die Missionare unter den Planken des Fußbodens ein Taufbecken angelegt hatten. Meine Familie gehörte zu den ersten, die in diesem Becken getauft wurden. Wir waren sehr glücklich und aufgeregt, und wir hatten uns schon lange auf unsere

VON FREUND ZU FREUND

Aus einem Interview von Joleen Meredith mit Elder Derek A. Cuthbert





Taufe gefreut, denn jeder von uns wußte: der Vater im Himmel und Jesus wollten, daß wir uns taufen ließen. Obwohl es ein sehr kalter Abend war, fühlten wir uns warm, als wir in das Taufbecken stiegen.
Nach unserer Taufe und Konfirmation fühlten wir uns noch wärmer, denn wir wußten, wir gehörten nun durch die Taufe zur wahren Kirche des Herrn. Dies half uns, einen neuen Anfang zu machen, und uns rein und geläutert zu fühlen."

Elder Cuthbert hat seit jeher eine Vorliebe für Sport. Er hält viel davon, den Körper zu trainieren und an Disziplin zu gewöhnen, indem man sich richtig ernährt und sich viel bewegt.

„Ich habe festgestellt, daß Seilspringen eine sehr gute Übung ist", sagte er. „Als ich noch jünger war und für Leichtathletikwettkämpfe trainierte, bin ich viel mit dem Seil gesprungen. Ich fand heraus, daß man damit ebensoviel erreicht wie mit Dauerläufen, und man braucht nicht so große Entfernungen zurückzulegen.

Ich erinnere mich noch an etwas Besonderes, was ich als Junge erlebt habe, als mein Vater einmal meinen Bruder und mich zu einer Sportveranstaltung mitgenommen hat. Dort sah ich zum erstenmal einen Mann beim Speerwerfen. Ich war ein zehnjähriger Junge, und dies machte einen großen Eindruck auf mich. Mehrere Jahre später war ich auf der High School, und nachdem ich lange trainiert hatte, gewann ich im Speerwerfen und wurde *Victor Ludorum* (lateinisch für: Sieger bei den Spielen); und zwar war ich nicht nur im Speer- und Diskuswerfen erfolgreich, sondern auch im Hochsprung, Weitsprung und bei Mittelstrecken-Läufen. Noch später war ich Wettkämpfer für die Universität von Nottingham und wurde ein tüchtiger Trainer im Speer- und Diskuswerfen."

Derek Cuthbert war zwölf Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg begann. Er erinnert sich noch lebhaft an die Luftschutzübungen in der Schule

und daran, wie er in die Luftschutzräume hinunterging. Sein Bruder und er halfen ihrem Vater, Etagenbetten für den unterirdischen Bunker im Garten zu bauen. Er erinnert sich auch noch an die lange Zeit der Rationierung in England; sie dauerte einige Jahre. Lebensmittel, Kleidung, Möbel – alles war rationiert. Er weiß noch, wie man die wichtigsten Lebensmittel für eine Person pro Woche auf einen einzigen Teller legte – „56 Gramm Butter, ein wenig Zucker, eine Scheibe Fleisch und, wenn wir Glück hatten, ein Ei. Wir mußten uns mit selbstgezogenem Gemüse sättigen.

Während des Krieges haben wir viel gebetet, wenn die Sirenen Fliegeralarm gaben, und oft gingen wir mitten in der Nacht in unseren Bunker im Garten hinunter."

Elder Cuthbert hat ein starkes Zeugnis in bezug auf Kinder: „Ich habe ein lebendiges Zeugnis davon, daß ein Kind, bevor es ins irdische Dasein hineingeboren wird, in der Gegenwart Gottes gewesen ist. Es tritt rein und unschuldig in dieses Leben ein, und falls es vor dem Alter der Verantwortlichkeit stirbt, ist es immer noch unschuldig und kehrt in die Gegenwart Gottes zurück. ‚Kleine Kinder sind von der Grundlegung der Welt an durch meinen Einziggezeugten erlöst' (LuB 29: 46,47). Ein Erwachsener muß sich rein machen und ‚wie ein Kind, fügsam, sanftmütig, demütig' werden. (Mos 3:19.)

Einen Ausspruch des Erretters habe ich besonders gern: ‚Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.' (Mt 18:3.)

„Wenn ich umherreise und Pfahlkonferenzen besuche, freue ich mich schon immer darauf, die Kinder in den Pfählen zu besuchen und ihnen eine Botschaft von Präsident Kimball zu überbringen", sagt Elder Cuthbert. „Ich gebe ihnen auch gern mein Zeugnis und sage ihnen, wie sehr der Vater im Himmel sie liebt. Er liebt euch wirklich, und er möchte, daß ihr, indem ihr betet, mit ihm sprecht und ihm sagt, wie dankbar ihr für seine Liebe seid. Er hat seine Liebe durch so vieles gezeigt: er hat es euch ermöglicht, hier auf der Erde zu leben, er hat euch eine Familie gegeben, und vor allem: er hat seinen kostbaren Sohn, Jesus, gegeben.

Jesus hat euch sehr lieb. Deshalb ist er auch zur Erde gekommen, um uns zu zeigen, wie man zum Vater im Himmel zurückkehrt. Und dann hat er es für euch möglich gemacht, daß euch vergeben wird, wenn ihr etwas Falsches getan habt. Und schließlich hat er sein Leben als Sühne hingegeben, so daß ihr für immer bei eurer Familie leben könnt."

Elder Cuthbert gibt zum Schluß inbrünstig Zeugnis: „Ich weiß, daß Jesus der Messias ist, der Sohn des lebendigen Gottes. Ich weiß, er spricht heute durch Präsident Kimball zu uns, einen wahren Propheten Gottes. Kinder, tut immer, was der Erretter tun würde; sagt, was er sagen würde; dann werdet ihr ihn eines Tages sehen und er wird euch in seine Arme schließen." ☐

Die Mißernte, verursacht durch einen Vulkanausbruch auf der anderen Erdhälfte, ging über das hinaus, was die Familie Smith verkraften konnte.

Beim Ausbruch des Tambora verschwanden ungefähr 1200 Meter vom Gipfel des Berges, und es entstand ein Krater von über 24 Kilometern Durchmesser. Über die Menge des ausgestoßenen Schutts bestehen verschiedene Schätzungen. Am häufigsten werden 150 Kubikkilometer genannt. Die Küstenlinie der Stadt Tambora senkte sich um 5,4 Meter, und die Explosion wurde noch in einer Entfernung von 1600 Kilometern wahrgenommen. Die größten Schäden wurden im Umkreis von 480 Kilometern verursacht. Hier herrschte mehr als drei Tage völlige Finsternis, ähnlich der Finsternis, von der im Buch Mormon berichtet wird (3Ne 8). Die von dem Berg aufsteigende heiße Luft führte dazu, daß aus allen Richtungen Orkanböen zusammenliefen. Sie rissen ganze Gebäude und alles Leben mit sich fort.

Für die Heiligen der Letzten Tage ist von Interesse, in welchem Zusammenhang dieser Vulkanausbruch mit der Geschichte der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage steht. Der Tambora schleuderte soviel Materie in die Atmosphäre, daß das Sonnenlicht abgedunkelt wurde und die Temperatur auf der Erde um 1 Grad Celsius sank. Viele geben dieser Abkühlung die Schuld daran, daß das Jahr 1816 als „Jahr ohne Sommer" galt. Im Nordosten der Vereinigten Staaten fiel im Juni und Juli Schnee, und im August fiel die Ernte dem Frost zum Opfer. Diese Mißernte nach mehreren schweren Jahren ging über das hinaus, was die Familie Smith verkraften konnte. Dies und andere Umstände führten dazu, daß sie Vermont verließ. Sie packten ihre Habe zusammen und zogen nach Palmyra in New York. Dort sollte es geschehen, daß der junge Joseph bemerkenswerte Visionen und das Buch Mormon empfing. □

VIER GEDANKEN ÜBER DEN ZEHNTEN

Glenn Latham

Ich war ein junger Mann von 19 Jahren, als ich zum erstenmal mit Heiligen der Letzten Tage in Kontakt kam. Ich saß in der Sonntagsschule während des Eröffnungsteils und war bereit, einen Eindollarschein in den Kollektenbeutel zu werfen. Ich wollte den Mormonen, bei denen ich zu Gast war, zeigen, daß ich kein Geizkragen war. Schließlich verdiente ich nur 35 Cents die Stunde, und so war ein Dollar keine geringe Spende. Aber die Sonntagsschule kam und ging, ohne daß eine Kollekte stattfand.

Am Abend jenes Sonntags, in der Abendmahlsversammlung, war wieder keine Kollekte. Dabei hatte ich mir vorgenommen, meine Spende auf zwei Dollar zu erhöhen. Ich erklärte mir dies so: man leistete die Spenden ganz bestimmt an der Tür, wenn man hinausging. Mit der Hand in der Tasche hielt ich mich bereit, mußte aber die Tasche wechseln, weil mir jeder die Hand geben wollte.

Sobald ich außerhalb des Gebäudes war, fragte ich die Mitglieder: „Wann wird eigentlich die Kollekte gesammelt?“

Sie lächelten und sagten: „Bei uns gibt es keine Kollekte.“

„Überhaupt nicht?“ fragte ich.

„Überhaupt nicht!“ antworteten sie.

„Großartig!“ dachte ich. „Das ist genau die richtige Kirche für mich.“ Offenbar war es Zeit, daß ich etwas über den Zehnten erfuhr.

Ich hatte im Hinblick auf Religion lange und ernsthaft gebetet. Ein nicht nachlassendes Gefühl des Unbehagens hatte sich bei mir eingestellt – ein Gefühl, das mich trieb, Linderung für meine Seele zu suchen. Am folgenden Mittwochabend unterrichteten mich die Missionare über den Zehnten, und dies brachte mir die Linderung, nach der ich suchte. Ich werde nie vergessen, wie erleichtert ich mich fühlte, als jene zwei Missionare anfingen, mich über den Zehnten zu unterrichten. Vom ersten Wort bis zum letzten Amen wußte ich: es war die Wahrheit. Gleich am nächsten Sonntag zahlte ich meinen ersten Zehnten, obwohl bis zu meiner Taufe noch sechs Monate vergehen sollten.

Während meiner dreißigjährigen Mit-

gliedschaft habe ich eine Reihe von Mißverständnissen in bezug auf den Zehnten kennengelernt – irrige Gedanken, welche die Betreffenden von den großen Segnungen trennen, die sich aus dem Befolgen dieses schönen Gesetzes ergeben. Ich habe vier dieser Irrtümer untersucht.

Irrtum Nr. 1: Man braucht Geld, um den Zehnten zu zahlen.

Man braucht nicht Geld, um den Zehnten zu zahlen, sondern Glauben.
In dem Film „Des Himmels Fenster", den die Kirche gedreht hat, wird betont, wie man durch Glauben dazu veranlaßt wird, den Zehnten zu zahlen. Es wird die große Finanzmisere dargestellt, vor die sich die Kirche während der Amtszeit Präsident Lorenzo Snows gestellt sah. Die Kirche war tief verschuldet, und es gab keine Anzeichen für eine Verbesserung der Lage. Auf der Suche nach einer Lösung wurden Präsident Snow mehrere Vorschläge unterbreitet. Sie liefen alle auf den Plan hinaus, die Mitglieder der Kirche um Spenden zu bitten. Präsident Snow hielt die Vorschläge alle für unzureichend. Er folgte den Eingebungen des Geistes und reiste zu einer der am härtesten betroffenen Ortschaften der Kirche: nach St. George in Utah. Hier herrschte die schlimmste Trockenheit seit 35 Jahren.
Durch Inspiration rief Präsident Snow die verzweifelten Menschen dazu auf, ihren Glauben zu zeigen und den Zehnten zu zahlen. Dadurch, daß sie diesem Aufruf Folge leisteten, öffneten sich buchstäblich die Schleusen des Himmels, und sie wurden gesegnet.

Irrtum Nr. 2: Der Zehnte wird nach der Höhe der gezahlten Summe bewertet.

Zehnter bleibt Zehnter, egal, wieviel man zahlt.
Von einem armen achtjährigen Navaho-Mädchen, das ich 1954 taufte, nahm ich einmal im Namen der Kirche ein 5-Cent-Stück entgegen. Nach ihrer Konfirmation kam sie auf mich zu und hielt das Geldstück fest in der kleinen Faust. Dann hielt sie es mir hin und sagte: „Hier ist mein Zehnter, Elder. Es ist der volle Zehnte."
Dieses kleine Navaho-Mädchen hat ebensoviel Zehnten gezahlt, wie das wohlhabendste Mitglied der Kirche je gezahlt hat – den vollen Zehnten.

Irrtum Nr. 3: Das Zehntenzahlen stellt eine finanzielle Belastung dar.

Eine meiner schönsten Erinnerungen betrifft ein Erlebnis aus den ersten Jahren meiner Ehe. Ich besuchte die Brigham-Young-Universität, und wir waren mit unserem ersten Kind gerade in unser erstes Zuhause gezogen.
Da wir ein Baby hatten, hörte meine Frau zu arbeiten auf, und so waren wir in ernsthaften finanziellen Schwierigkeiten. In einem Monat, so rechneten wir uns aus, würden uns genau 50 Cents übrigbleiben, wenn wir zusätzlich zu unseren feststehenden Verpflichtungen noch den Zehnten zahlten. Aber eigentlich haben wir nicht lange um diese Entscheidung gerungen, denn wir glaubten daran, was uns der Herr durch den Propheten Maleachi gesagt hatte (Siehe Mal 3:10-12). Wir zahlten unseren Zehnten.

Am darauffolgenden Montag war ich in der Stadt und schaute mir Bilderrahmen an, die in einem Schaufenster lagen. Einer unserer Freunde von der BYU hatte uns einen schönen Kupferstich für unser Zuhause geschenkt, aber wir waren natürlich nicht in der Lage, einen Rahmen zu kaufen. Ich wandte mich zum Gehen, fühlte aber die Eingebung, zurückzugehen und den jungen Mann hinter dem Ladentisch zu fragen, ob er jemand kenne, der einen Maler zum Renovieren suche. Mein Vater war Maler gewesen, ebenso dessen Vater, und ich selbst hatte diesen Beruf auch gelernt. Ich hatte nicht viel Hoffnung, Arbeit zu bekommen, denn es war Winter, und es herrschte damals eine Wirtschaftsflaute. Trotzdem hörte ich auf die mahnende Stimme und fragte den Verkäufer. Er sagte: „O ja, heute morgen war gerade einer unserer Kunden hier und hat nach einem Malergesellen gefragt." Er gab mir die Adresse des Mannes. Ich rief noch in derselben Stunde an, und am Nachmittag verdiente ich schon zwei Dollar die Stunde als Vorarbeiter einer Malerkolonne. Das war damals ein hoher Lohn, und ich bin seither nie ohne Arbeit gewesen.

Nein, der Zehnte macht nicht arm. Der Zehnte macht reich. Durch das Zahlen des Zehnten öffnen sich tatsächlich die Schleusen des Himmels. (Siehe Mal 3:10.)

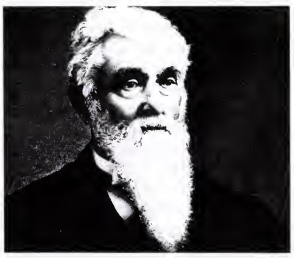
Irrtum Nr. 4: Das Geld für den Zehnten ist unser Geld.

Ich erinnere mich an eine Begebenheit, die Präsident George Albert Smith erzählt hat. Im Gespräch mit einem wohlhabenden Bekannten, der der Kirche angehörte, schnitt dieser das Thema Zehnter an. Er sagte, er zahle den Zehnten nicht in der üblichen Weise. Statt dessen bringe er jedes Jahr ein Zehntel seines Einkommens auf die Bank und verwende es nach seinem Ermessen für wohltätige Zwecke. „Was halten Sie denn davon?" fragte er. Präsident Smith antwortete: „Ich finde, Sie gehen sehr großzügig mit dem um, was einem anderen gehört." (Siehe *Improvement Era,* Juni 1947, S. 357.)

Auch Präsident Marion G. Romney hat uns daran erinnert, daß der Zehnte etwas ist, was wir dem Herrn schulden – keine Spende:

„Der Zehnte ist eine Schuld, die jedermann beim Herrn hat – als Pacht für das, was der Herr geschaffen hat und ihm zum Gebrauch überläßt. Und der Herr hat als Gläubiger Vorrang. Wenn man nicht genug hat, um alle Gläubiger zu bezahlen, sollte man seine Zahlungen an ihn zuerst leisten. Das mag vielleicht schockieren, doch ist es so. Die anderen Gläubiger brauchen sich allerdings keine Sorgen zu machen, der Herr segnet nämlich den, der genug Glauben hat, seinen Zehnten zu zahlen, immer, so daß die anderen Gläubiger auch nicht leer ausgehen." („Zum Thema Zehnter", *Der Stern,* Februar 1981, S. 3.) □

Präsident Lorenzo Snow



DER SCHOKOLADEN-KUCHEN

Esther Moore Brown

Es war eine jener Generalkonferenzen, bei denen einige Sprecher über das Wachstum der Kirche berichteten, und ich hörte gebannt und aufgeregt allerlei über Tempel und Besucherzentren, über die immer größere Zahl der Missionare, die jeden Monat in noch mehr Länder gingen, und über die Missionsarbeit der Mitglieder, die immer weitere Kreise zog . . .

Dann fragte eine leise Stimme in mir: „Und was ist mit deinen Nachbarn?“

Eine andere Stimme antwortete ebenso schnell: „*Meine* Nachbarn sind ein hoffnungsloser Fall.“

Ich war ehrlich dieser Meinung – besonders an jenem Abend, als ich die drei Nachbarsjungen – zwölf, zehn und acht Jahre alt – in unserem Garten erwischte, wo sie Unfug trieben. Darüber war ich empört.

Schon eine Woche nachdem die Millers (ich habe die Namen geändert) eingezogen waren, kam Bonnie, meine Sechsjährige, herein und weinte wegen einer Schramme an der Stirn. „Jerry hat einen Stein nach mir geworfen!“

Kathy, meine Zehnjährige, war entrüstet. „Mutti, dieser Jerry Miller hat einen großen Stein nach Bonnie geworfen, weil sie die Katze von Millers gehalten hat. Als sie angefangen hat zu weinen, ist Mrs. Miller herausgekommen, und da hat Jerry gesagt, wir hätten ihnen gemeine Wörter nachgerufen. Mrs. Miller hat gesagt, wir sollten ihre Familie in Ruhe lassen und in unserem Garten bleiben.“

„Wir haben keinem gemeine Wörter nachgerufen, Mutti“, fügte die ernste Cynthia, meine Achtjährige, hinzu.

Meine fünf Kinder hatten stets ihre Scharmützel mit anderen Kindern in der Nachbarschaft gehabt, aber wir Mütter hatten sie einfach immer auseinandergeholt, bis sie sich beruhigt hatten. Eine Stunde später spielten sie dann gewöhnlich schon wieder miteinander. Aber Mrs. Miller verhielt sich immer in der gleichen Weise: sie nahm ihre Kinder in Schutz, egal, was sie getan hatten.

Als ich, wie erwähnt, die Jungen in unserem Garten erwischt hatte, führte ich sie zu ihrer Mutter und schalt sie dann allesamt: „Wenn noch einmal Steine in

meinen Garten geworfen werden oder meine Kleinen geängstigt oder bedroht werden oder wenn einer von euch in meine Fenster guckt, dann hole ich die Polizei. Und wenn Sie, Mrs. Miller, auf *Ihre* Kinder aufpassen würden anstatt auf die Kinder aller anderen Leute, dann würde in der Nachbarschaft wieder Ruhe herrschen! ,

Zitternd ging ich nach Hause. Aber am nächsten Tag ließ der Zorn nach. Ich wußte, daß ich falsch gehandelt hatte. „Wenn eine Familie je das Beispiel von guten Heiligen der Letzten Tage als Nachbarn gebraucht hat", dachte ich, „dann ist es diese. Hätte ich ein noch schlechteres Beispiel geben können? Und wie sich das auf mich ausgewirkt hat! So zornig möchte ich mich nie wieder fühlen." Ich betete laut: „Was soll ich tun, Vater im Himmel? Was würde dein Sohn tun?"

Als ich diese Fragen gestellt hatte, kam mir die Antwort deutlich in den Sinn: „Zeige ihnen viel Liebe."

Als ich darüber nachdachte, wurde dies zu einer interessanten Aufgabe, und ich ging schnurstracks in die Küche. Während ich einen Schokoladenkuchen backte und mit einer Glasur überzog, unterhielt ich mich mit den Kindern über die Millers und darüber, daß wir sie genauso behandelt hatten wie sie uns. Wir sprachen über das Beispiel des Erretters, nämlich daß man anderen Gutes tut.

Als der Kuchen fertig war, brachte ich ihn unseren Nachbarn. Mrs. Miller war nicht da, und so überreichte ich ihn dem ältesten Jungen und sagte den dreien: „Ich habe diesen Kuchen extra für euch gebacken." Sie wirkten schockiert und erfreut zugleich. „Es tut mir leid, daß ich böse geworden bin, aber wißt ihr, wem es wirklich leid tut? Eurer Mutter. Sie hat euch Jungen sehr lieb, und es tut ihr weh, wenn ihr etwas macht, was ihr nicht dürft. Wollen wir uns nicht *mehr* bemühen, miteinander auszukommen und gute Nachbarn zu sein?"

„Okay", murmelte Tom verlegen, „machen wir."

Als ich mich umdrehte, um fortzugehen, sagten alle drei gleichzeitig: „Vielen Dank für den Kuchen, Mrs. Brown!"

Es war kaum zu glauben, was diese Geste bewirkte. Den ganzen nächsten Monat wurde kein Stein mehr geworfen. Meine zwei Kleinsten kamen nicht ein einziges Mal aus Furcht vor Drohungen der Millerjungen ins Haus gerannt. Und immer, wenn mich die drei Jungen sahen, riefen sie fröhlich: „Hallo, Mrs. Brown!"

Aber ich schämte mich noch immer sehr darüber, daß ich die Beherrschung verloren hatte. Ich begegnete Mrs. Miller gar nicht mehr, und ich versuchte auch nicht, Kontakt zu ihr herzustellen, auch nicht, als Cynthia und Bonnie mir beim Mittagessen erzählten: „Bonnie wollte Jerry Miller nicht mit ihrem Renner spielen lassen, weil er dauernd die Räder abgezogen hat. Als Jerry angefangen hat zu weinen, ist Mrs. Miller rausgekommen. Sie war nicht böse auf Bonnie, sondern sie hat zu Jerry gesagt: ‚Wenn Bonnie *dein* Auto kaputtmachen würde, würdest du sie auch nicht damit spielen lassen.'

Dann hat sie gesagt, er soll reinkommen und eine Weile darüber nachdenken."

Ich wünsche noch immer, ich wäre noch einmal hingegangen und hätte Mrs. Miller selbst meine Liebe gezeigt. Aber eines weiß ich: ich werde nie vergessen, was mich der Schokoladenkuchen gelehrt hat. □

In unserer kleinen finnischen Ortschaft war der Skiwettlauf das größte Ereignis des Jahres.
Das Dorf in Karelien, in dem ich meine Kindheit verbracht habe, gehört jetzt zur Sowjetunion. Die Russen haben es annektiert, ebenso das ganze übrige Karelien, nachdem die zwei Länder 1939/40 miteinander Krieg geführt hatten. Aber als ich noch klein war, gehörte das Land mit den Seen und Sümpfen, den Wasserläufen und den Hügeln und dem kalten Wetter zu Finnland. Und dies bedeutete, daß es ein Land der Skiläufer und der Skiwettläufe war.
Jeden Februar, wenn die schlimmste Winterkälte vorbei war, kamen die Leute von unserem Ort aus dem Winterquartier hervor und versammelten sich bei einer großen Sandgrube am Rand des Dorfes. An der Sandgrube war die Ziellinie für den Geländeskilauf, und dies aus gutem Grund. Das Loch, das Bauarbeiter im Sommer in die Flanke des Hügels gerissen hatten, war nicht nur groß genug für die Ziellinie, sondern bot auch Platz für

TAPPI - EISKA

Lea Mahoney

Illustration von Dilleen Marsh.



einen Imbißstand. Am Tag des Rennens war die Luft voll vom Duft der klebrigen, dampfenden Fleischpasteten und Würste. Außerdem bildeten die schneebedeckten Seiten der Sandgrube ein natürliches Amphitheater. Die Zuschauer, die oben am Rand standen, konnten deutlich die letzte Etappe der Strecke übersehen, und in dem Augenblick, da der erste die Ziellinie überschritt, wußte gleich der ganze Ort, wer der Sieger war.

Der Wettstreit wurde gründlich vorbereitet. Die Schiedsrichter banden einigen größeren Kindern Armbinden aus blauem Papier um und ermächtigten sie damit, die vielen Menschen zu überwachen und die Kampfbahn freizuhalten. Für die verschiedenen Disziplinen wurden Bahnen abgesteckt – kurze Strecken für kleine Kinder, längere Strecken für größere Kinder, gesonderte Bahnen für die Jugend, Jungen und Mädchen, und gesonderte Bahnen für Männer und Frauen und sogar eine Bahn für die Senioren, die ihr Rennen immer gut bestanden. Jede Gruppe folgte ihrem Pfad, der durch bunte Wimpel deutlich markiert war. Das Großartigste war jedoch der 30-Kilometer-Lauf der Herren. Der Sieger war für ein Jahr immer der Held des Dorfes, der Mann, der bewiesen hatte, aus welchem Holz er geschnitzt war. Mancher stille Bauer, Schuhmacher oder Ladenbesitzer träumte davon, wie er an seinen Nachbarn vorbei- und dem Sieg entgegenglitt.

Wir Kinder hatten allerdings unseren eigenen Helden. Wir nannten ihn Tappi-Eiska. Er war der kleinste ausgewachsene Mann, den man noch keinen Zwerg nennen konnte. Außerdem war er der freundlichste und lustigste Mensch, den wir außerhalb unseres Familienkreises kannten. Vielleicht verstanden wir uns wegen seiner kleinen Statur so gut mit ihm, denn wir konnten ihm direkt in die Augen sehen. Vielleicht verstanden wir auch, was er alles durchmachen mußte, weil er so klein war. „Eiska" ist wahrscheinlich eine Kurzform von Einari, welches sein eigentlicher Vorname gewesen sein könnte. Aber „Tappi" bedeutet im Finnischen „Stummel" oder „Männchen". Der Spitzname kann ursprünglich durchaus als Beleidigung gedacht gewesen sein. Für uns Kinder war das nicht von Belang. Er war unser Favorit für den Titel „Skifahrer des Jahres".

Das Problem war nur, daß Tappi-Eiska kein großartiger Skiläufer war. Im ersten Jahr, in dem er bei den Männern mitlief, gab es ein Fiasko. Die Männer mußten dreimal eine Strecke von zehn Kilometern durchlaufen, und als der Sieger ins Ziel kam, beendete Tappi-Eiska gerade die erste Etappe. Als Tappi endlich ins Ziel kam, waren die anderen Skiläufer schon alle in der Sauna oder auf dem Heimweg. Nur ein paar enttäuschte Kinder warteten an der Ziellinie auf ihren müden Freund.

Der Rest des Winters und den ganzen nächsten Winter verbrachte Tappi-Eiska jede freie Minute damit, daß er auf dieser Bahn Ski fuhr. Im Sommer schwamm er im Vuoksi-Fluß und ruderte mit einem großen Boot der Armee. Er wurde zwar nicht größer, bekam aber Muskeln. Wir Kinder waren schon aufgeregt und sicher, daß er mit soviel Muskeln und soviel Training endlich siegen müsse. Wir dachten, jemand, der freundlich sei, müsse allein deshalb schon Sieger sein. Denn so war es immer im Film.

Aber Tappi-Eiska gewann auch in diesem Jahr nicht. Diesmal kam er mit der letzten Gruppe ins Ziel. Wenigstens lag er nicht Stunden zurück, und außer uns sahen

noch einige andere Leute, daß er das Rennen zu Ende führte. Wir dachten uns, daß seine Beine einfach zu kurz waren, um gegen die Großen anzutreten. Vielleicht hatte er es schon aufgegeben.

Aber im nächsten Jahr zeigte uns Tappi-Eiska, was das finnische Wort *sisu* bedeutete. Man übersetzt es mit „Entschlossenheit" oder „Mumm". Und genau das hatte dieser Mann. Er trainierte, trainierte und trainierte. Beim nächsten Wettkampf wußten wir, daß Tappi der Sieger sein würde. Zwar hatten wir dies auch schon all die anderen Jahre geglaubt, aber diesmal schien es wieder möglich zu sein. Die Skiläufer wirbelten mit ihren langen Schritten Schnee auf, als sie in den Wald rasten. Eine Runde, zwei Runden, dann wieder in den Wald. Als wir wußten, daß sie gleich in Sicht kommen würden, verließen einige von uns, die selbst Skier anhatten, die Sandgrube, um den Sieger zu empfangen – mit der Gewißheit, daß es unser Held, Tappi-Eiska, sein würde.

Wir warteten in der Kälte. Die Bäume waren voller Reif. Aus den wenigen Schornsteinen, die man sehen konnte, stieg der Rauch in grauen Bändern gerade auf. Unsere Wangen waren rot. Doch plötzlich wurde uns ganz warm! Aus dem Wald kam der kleinste Mann der Ortschaft hervor, der nun der Größte in der Ortschaft war: Tappi-Eiska! Er war allen anderen voraus! Sogar die Erwachsenen standen auf, um ihn anzufeuern.

Er kam auf den Hügel zu. Seine kurzen Beine bewegten sich so schnell, daß wir den Blick kaum auf sie konzentrieren konnten. Dann tauchte hinter ihm noch jemand auf – eine riesenhafte, schwerfällige Gestalt. Ich bin sicher, viele von uns wünschten sich, dieses langbeinige Ekel würde stolpern oder es würde ihm ein Ski zerbrechen – Hauptsache, er kam nicht vorbei. Aber als sich die beiden dem oberen Ende der Sandgrube näherten, glitt der andere Läufer vorbei und überquerte als erster die Ziellinie.

Wie oft habe ich seither den Mann bedauert, der als erster einlief. Nur wenige von uns jubelten dem Sieger zu. Aber als Tappi-Eiska über die Ziellinie glitt, kam es zu einem tollen Durcheinander. Wir folgten ihm auf unseren Skiern hinunter in die Grube, und keine größeren Kinder mit blauen Armbinden hätten uns aufhalten können. Wir drängten uns um Tappi-Eiska und warfen ihn mitsamt seinen Skiern in die Luft. Viele Leute aus dem Ort, die wußten, wie sehr sich Tappi angestrengt hatte, schlossen sich uns an. Einige weinten, ohne sich dessen zu schämen. Wir vergaßen ganz und gar, daß er als zweiter und nicht als erster angekommen war. Dieser hartnäckige, entschlossene kleine Mann hatte uns gezeigt, was für einen Wert es hat, nicht aufzugeben. Er war der Held meiner Kindheit geworden.

Das war 1938. Im nächsten Jahr kam der Krieg, und damit änderte sich vieles. Es gab keine Skiwettkämpfe mehr. Ich erhielt nie die Möglichkeit, zu den größeren Kindern zu gehören, die eine blaue Armbinde trugen und für Ordnung in der Menschenmenge sorgten. Und Tappi-Eiska bekam nie wieder die Möglichkeit zu beweisen, daß er die Ziellinie als erster überschreiten konnte. Was jedoch mich und die anderen anging, so brauchte er dies auch nicht mehr. Er hatte bereits bewiesen, daß er im wahrsten Sinne des Wortes ein Sieger war. □

SCHNELLER, HÖHER, STÄRKER!

Daß ich gewöhnlich bin,
wollt' ich von mir nicht sagen:
Es ist mein Recht,
Besonderes zu wagen!

Robert L. Backman

Nur wenige Anblicke flößen mehr Ehrfurcht ein als die Eröffnungszeremonie der Olympischen Spiele. In einem riesigen Stadion jubeln die Sportbegeisterten zu Tausenden, während die Sportler um den Platz paradieren. Es wehen die Fahnen von mehr als hundert Nationen. Das Auge ist von der Farbenpracht und dem ganzen Schauspiel geblendet. Man läßt Hunderte von Tauben als Sinnbild für den Frieden fliegen. Salutschüsse donnern. Dann trabt ein Läufer ins Stadion. Er trägt eine Fackel, die ursprünglich in Olympia in Griechenland von den Sonnenstrahlen entzündet worden ist. Damit zündet er das Olympische Feuer an.

Jeder Wettkämpfer hofft auf eine Goldmedaille. Wenn jemand diese hohe Ehre erlangt, bemerkt er vielleicht die drei lateinischen Wörter, die als Inschrift auf jeder olympischen Auszeichnung stehen: „citius, altius, fortius." Dies bedeutet: „Schneller, höher, stärker." Seit die Olympischen Spiele eingeführt wurden, ist dies für sie kennzeichnend gewesen. Rekorde wurden gebrochen, und es wurden immer neue Leistungen erzielt. Dies alles läßt sich mit diesen drei Worten zusammenfassen, die das ewige Streben des Menschen nach Fortschritt kennzeichnen: Citius, altius, fortius – schneller, höher, stärker.

Wie sehr wir nach diesem Wahlspruch leben, zeigen die olympischen Rekorde und die Weltrekorde im Sport. In den zwanziger Jahren nannte man Johnny Weismüller den größten Schwimmer aller Zeiten. Vor den Olympischen Spielen stellte er in 67 verschiedenen Disziplinen Weltrekorde auf. Bei den Olympischen Spielen von 1924 und 1928 gewann er je fünf Goldmedaillen. Heute werden seine Weltrekorde von Mädchen im Teenageralter gebrochen.

Jahrelang glaubte man, niemand könne die Meile (1600 Meter) in weniger als vier Minuten laufen. Immer wieder verlangten Sportler das Äußerste von sich selbst, wenn sie versuchten, diese Zeit zu unterbieten, bis Roger Bannister, ein englischer Medizinstudent, die ganze Welt in Staunen versetzte: Am 6. Mai 1954 schaffte er in Oxford die Meile in 3:59,4 Minuten. Seither haben Dutzende von Sportlern die althergebrachte Meinung, das Leistungsvermögen des Menschen sei begrenzt, widerlegt. Zu ihnen gehörte Jim Ryun, ein Oberschüler, der die Meile in

3:59 Minuten lief. Er wurde in diesem Rennen gegen erfahrenere Wettkämpfer jedoch nur Achter. Inzwischen ist Ryun die Meile fast zwanzigmal in weniger als vier Minuten gelaufen, und der neue Weltrekord, der von Sebastian Coe aus Großbritannien gehalten wird, lautet 3:47,33 Minuten, eine unglaubliche Leistung!

Als größtmögliche Weite beim Kugelstoßen wurden früher 18,20 Meter angesehen. 1956 setzte Parry O'Brien diesem Irrglauben ein Ende, und der jetzige Weltrekord lautet auf 22,15 Meter. Bei den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit, die 1896 in Griechenland stattfanden, warf der Gewinner der Goldmedaille den Diskus 29,09 Meter weit. Der heutige Weltrekord liegt bei 71,16 Metern.

Als ich noch klein war, erreichte Bob Richards im Stabhochsprung 4,50 Meter – eine unglaubliche Leistung. Bei den Olympischen Spielen 1980 in Moskau brachen sechs Männer den olympischen Rekord von 5,49 Metern. Darauf übersprang Wladislaw Kozakiewicz aus Polen 5,69 Meter. Dies war das erste Mal in sechzig Jahren, daß bei den Olympischen Spielen im Stabhochsprung ein Weltrekord aufgestellt wurde. Und beim zweiten von drei fehlgeschlagenen Versuchen,



1954:
Bei einem Lauf in Oxford in England unterbietet Roger Bannister als erster die Zeit von vier Minuten über die Meile.

5,73 Meter zu überspringen, wären 5,70 Meter erreicht worden. (Der jetzige Weltrekord liegt bei 5,81 Meter.)
Die Leistungen dieser Sportler machen die Worte citius, altius, fortius zu einer Realität. Aber wodurch werden solche Siege errungen? Wie kommt ein Mann dahin, daß er auf der obersten Stufe des Siegerpodestes stehen kann, nachdem er schneller gelaufen und höher gesprungen ist und mehr Stärke gezeigt hat, als dies je zuvor geschehen ist? Ich glaube, die gleichen Eigenschaften, die für Sieger im Sport gelten, sind auch für diejenigen maßgebend, die bei anderen Bestrebungen im Leben den Sieg davontragen.

DER WUNSCH

Nachdem alles gesagt und getan ist, zählt für den Erfolg nur noch die Arbeit. Roger Bannister hat, nachdem er den Rekord von 4 Minuten gebrochen hatte, diesen Wunsch als „die Fähigkeit" definiert, „mehr aus sich herauszuholen, als man ‚drin' hat". Während seines Rekordlaufes hat er sich selbst den Befehl erteilt: „Roger, du wirst weiterlaufen, notfalls auf den Knien." Bob Zuppke, ein erfolgreicher Trainer an der Universität von Illinois, ist der Meinung, daß man immer noch etwas mehr geben kann: „Wenn man so weit, so schnell und so lange läuft, bis man sich völlig verausgabt hat, und dann aufblickt und einen großen Löwen dastehen sieht, kann man wohl noch etwas mehr laufen, oder nicht?"
Sportler trainieren unter Schmerzen, weil sie wissen, daß sie beim Wettkampf Schmerzen spüren werden und trotzdem durchhalten müssen. So seltsam dies auch erscheint, solche Sportler werden einem berichten, daß man Kraft bekommt, wenn man diese Schmerzen durchsteht. Es tut weh, die Lungen und die Muskeln zu dehnen. Aber wenn man es tut, hat man beim nächstenmal größere Fähigkeiten und mehr Kraft. Im Leben ist es genauso.
George T. Johannesen sen. aus der Kalamazoo-Gemeinde im Lansing Michigan-Pfahl hat von seinem Klassenkameraden am College, Pete Cavallo, erzählt. Dieser wollte nichts Geringeres, als Sportler werden, obwohl er nur 1,50 Meter groß war und kaum mehr als 45 Kilo wog. Cavallo (der Name bedeutet „Pferd") entschloß sich, es mit dem Geländelauf zu versuchen.
Im ersten Jahr kam Pete am Ziel erst an, als das Stadion schon lange leer war. Im nächsten Jahr wurde er ein wenig besser, und im dritten Jahr hatte er sich soweit verbessert, daß er den Lauf beendete, als auf der Tribüne noch Zuschauer waren. Im vierten Jahr sagten die Leute: „Hoffentlich können die Beine des kleinen Cavallo es in diesem Jahr schaffen!" Aber niemand glaubte wirklich daran.
Trotzdem war man irgendwie erwartungsvoll. Alles blickte auf den Hügel, der zum Stadion führte, und hoffte, Pete Cavallo an der Spitze der Läufer zu sehen, die im Endspurt zum Stadion rannten. Dann kam einer jener großen, langbeinigen Läufer in Sicht, und man hörte ein enttäuschtes Seufzen. Die Zuschauer fingen an, fortzugehen.
Doch plötzlich rannte der kleine Pete über den Hügel. Im Stadion wurde es sehr laut, und alles rief: „Lauf, Pete! Lauf, kleines Pferd!" Der Sieger wurde vergessen. Es war so, als sei Pete als erster angekommen. Und vielleicht ist er dies in gewisser Weise auch; denn die Leute denken noch heute daran, wie vorbildlich er sich bemüht hat, sein Bestes zu geben.

DIE PERSÖNLICHE ANSTRENGUNG

Das hervorragendste Beispiel persönlicher Anstrengung, das ich kenne, ist Jim Thorpe und seine sportliche Entwicklung am College. Da er lamanitischer Herkunft war, besuchte er die Carlisle Indian School. Dort erzielte er Leistungen, die nie wieder auch nur annähernd erreicht wurden. In der Football-Mannschaft war er Läufer, und er konnte so gut laufen, daß er sich einen Spaß daraus machte, der anderen Mannschaft zu sagen, aus welcher Richtung er kommen würde. Wenn seine Mannschaft mit dem Abstoß an der Reihe war, konnte er den Ball 64 Meter weit schießen.

In einem Jahr schlug die kleine Carlisle Indian School die große Harvard University, indem Thorpe die entscheidenden Punkte holte. Ein anderes Mal, als seine Mannschaft gegen die Army Academy spielte, fing er einen von der Gegenmannschaft gestoßenen Ball ab, rannte 82 Meter zum Tor und holte so den Punkt. Wegen einer Strafanordnung wurde er jedoch nicht gewertet. Dafür fing Thorpe den Ball beim nächsten Abstoß ab, lief 87 Meter und holte den Punkt!

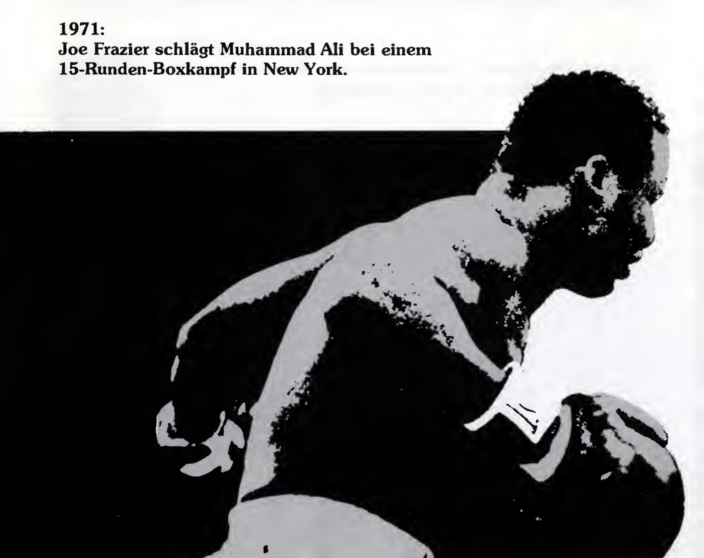
Im Leichtathletikwettkampf stand der Carlisle Indian School ein hartes Duell mit dem starken und ungeschlagenen La-

1912:
Bei der 5. Olympiade in Stockholm siegt Jim Thorpe im Fünfkampf und im Zehnkampf.



fayette-College aus Pennsylvania bevor. Zu dem Wettkampf erschienen nur Jim Thorpe und ein weiterer Mann. Da das Lafayette College eine Mannschaft von 48 Sportlern hatte, fragte einer der Organisatoren: „Soll das heißen, daß Sie beide die ganze Carlisle-Mannschaft darstellen?"
„Nein", sagte Thorpe, „nur ich. Der andere hier ist der Manager."
An diesem Tag gewann Thorpe gegen das Lafayette-College im Hochsprung, Weitsprung, Kugelstoßen, Diskuswerfen, 120-Yard-Hürdenlauf und 220-Yard-Hürdenlauf. (Anmerkung: 120 Yards sind 109 Meter; 220 Yards sind 201 Meter.) Beim Sprint über 100 Yards wurde er Dritter. Die Carlisle Indian School gewann den Wettkampf mit 71:41 Punkten.
Harold Connollys linker Arm hatte – bedingt durch mehrere Brüche – nur noch zwei Drittel der Länge des rechten Arms. Um den kürzeren Arm zu trainieren und zu stärken, fing er an, den regulären Hammerwerfern vom Boston College den Hammer immer zurückzuwerfen. Bald schleuderte er ihn weiter zurück, als diese ihn geworfen hatten, und so nahm er dann auch am Wettkampf teil. Später brach er den Weltrekord und gewann eine Goldmedaille. Er brachte sich dahin, daß er dort am stärksten wurde, wo er am schwächsten gewesen war.

1971:
Joe Frazier schlägt Muhammad Ali bei einem 15-Runden-Boxkampf in New York.



„Nicht jeder kann Sieger sein, und nicht jeder kann Sportler sein", hat der Boxer Joe Frazier gesagt. „Aber jeder kann sein Bestes geben und versuchen, etwas aus sich zu machen."

SELBSTVERTRAUEN

Oft wird ein Weltrekord schon aufgestellt, bevor es zum Wettkampf kommt.
„Beim Rückenschwimmen über 200 Meter wird jemand den Weltrekord brechen", sagte Jed Graef voraus. Er war einer der amerikanischen Schwimmer bei den Olympischen Spielen 1964. Und wer sollte dies sein? „Ich!" sagte Graef. Und er brach den Rekord.
Bei den inoffiziellen Spielen von 1906 in Athen wurde Josef Steinbach, ein Gewichtheber aus Österreich, von der parteiischen Menge mit Buh-Rufen bedacht, weil er angeblich Profi war. Verärgert verließ der Österreicher das Stadion und ließ dem Griechen, der an zweiter Stelle lag, den Titel. Die Fahne wurde aufgezogen, und die Menge jubelte. Dann kehrte Steinbach ins Stadion zurück, ging zu dem Gewicht, das der Sieger mit großer Mühe gehoben hatte, und hob es mit Leichtigkeit dreimal über den Kopf.
1952 gewann der Ausnahmeathlet Emil Zatopek aus der Tschechoslowakei den 10000- und den 5000-Meter-Lauf. Zur Feier dieses Sieges kündigte er an, er werde auch am Marathonlauf teilnehmen, obwohl er diese 41,8 Kilometer noch nie gelaufen war.
„Glauben Sie wirklich, daß Sie ihn gewinnen können?" fragte ein Reporter.
„Wenn ich das nicht glauben würde, dann hätte ich mich nicht dafür gemeldet", antwortete Zatopek.
Bei der Kilometer-Marke lief Zatopek Seite an Seite mit Jim Peters aus Großbritannien, der vor dem Lauf Favorit gewesen war.
„Glauben Sie nicht, daß wir ein wenig schneller laufen sollten?" fragte Zatopek, dann lief er voraus. Als er das Zielband zerriß, grinste er.
Der Football-Spieler Floyd Little von den Denver Broncos hat dieses Selbstvertrauen wie folgt zusammengefaßt: „Daß ich gewöhnlich bin, wollt' ich von mir nicht sagen: Es ist mein Recht, Besonderes zu wagen!"

EHRLICHKEIT

Im Altertum mußte bei den Olympischen Spielen der Griechen jeder Teilnehmer, der gegen die Regeln verstieß oder einen Schiedsrichter zu bestechen versuchte, Strafe zahlen und von sich selbst eine Statue errichten. Darin mußte er seinen Namen und die Art seiner Verfehlung meißeln. Solche Statuen wurden „dzanes" genannt. Das Erstaunliche an den Spielen im Altertum war vielleicht, daß im Laufe von tausend Jahren nur dreizehn „dzanes" errichtet wurden. Es gibt jedoch noch mehr Möglichkeiten, ein ehrlicher Sportler zu sein, als nur den Betrug zu vermeiden.
Beim Golfturnier besagt eine Regel, daß ein Wettkämpfer zu disqualifizieren ist, wenn er eine fehlerhafte Punktekarte unterschreibt oder seine Karte ohne Unterschrift abgibt. Ein berühmter Golfspieler namens Gary Player tat dies einmal und wurde deshalb von einem renommierten Turnier ausgeschlossen. Jemand fragte ihn, ob man ihn nicht bei der Punktevergabe an die Unterschrift hätte erinnern können.
„Lieber Freund", antwortete Player, „es

gibt nun einmal Pflichten im Leben. Man kann diese Pflichten nicht einfach auf jemand anders abschieben. Ich habe diese Pflicht nicht erfüllt, und so muß ich die Konsequenzen tragen."

Bei den Olympischen Spielen von 1936 in Berlin verkündete Hitler, die Arier seien eine Herrenrasse. Nordamerika hatte zehn schwarze Sportler, und zu Hitlers großem Verdruß holten diese mehr Punkte als die Mannschaft jeder anderen Nation. Der bedeutendste von ihnen war Jesse Owens. Bei der Eröffnungszeremonie weigerte sich Hitler, Owens zu begrüßen, und er behandelte die schwarzen Sportler bewußt mit Verachtung. Owens zuckte nur die Schultern und sagte: „Ich bin sowieso nicht hierhergekommen, um Hitler die Hand zu schütteln." Sodann erkämpfte sich Owens vier Goldmedaillen. Als er den Weltrekord im Weitsprung mit Anlauf brach, war der erste, der ihn beglückwünschte, nicht einer von seiner Mannschaft, sondern ein überschwenglicher Deutscher, der an dem gleichen Wettkampf teilnahm: Lutz Lang.

„So etwas habe ich noch nie gesehen. Sie sind der Größte von allen!" rief Lang in gebrochenem Englisch aus.

Als Owens Langs Hand mit beiden Händen ergriff und drückte, jubelte die Menge begeistert. Dann schlangen die beiden Wettkämpfer die Arme umeinander und gingen auf die Laufbahn zu. Trotz Hitlers Anwesenheit wurde die Menge ganz unbändig vor Freude und jubelte mehrere Minuten lang.

1932 war Lauri Lehtinen aus Finnland Favorit für den 5000-Meter-Lauf. Ein Amerikaner namens Hill forderte Lehtinen beim letzten Teilstück heraus, so daß sich die Menge von den Plätzen erhob. Als Hill gerade überholen wollte, behinderte ihn Lehtinen durch eine Seitwärtsbewegung. Hill versuchte an der anderen Seite vorbeizukommen, aber auch dort wurde er von Lehtinen blockiert und gezwungen, langsamer zu laufen. Am Ziel hatte Hill Lehtinen fast eingeholt.

Die Zuschauer ließen so lange und laute Buh-Rufe hören, daß die Organisatoren die Nennung des Siegers über eine Stunde verzögerten. Da eine solche Behinderung aber keineswegs verboten war, wurde der Finne zum Sieger erklärt.

Als Lehtinen auf die oberste Stufe des Siegerpodestes trat, brach ein gewaltiger Sturm von Buh-Rufen los. Als ihm dann der Lorbeerkranz aufgesetzt wurde, nahm er ihn ab, stieg hinunter und setzte ihn Hill auf.

SELBSTDISZIPLIN

„Entfernen Sie aus Ihrem Leben all das, was Sie daran hindert, Ihr Bestes zu geben", hat Dean Cromwell, der Olympialäufer trainiert, gesagt.

Bill Bradley, der heute amerikanischer Senator ist und früher als Sportler die USA vertrat (er gehörte der Princeton University in New Jersey an und war auch Basketball-Profi), hat gesagt: „Man muß einfach Selbstdisziplin entwickeln, und zwar bis zu dem Punkt, daß man an einer Stelle so lange übt, bis man von dieser Stelle aus 25mal hintereinander den Ball in den Korb wirft, und bis zu dem Punkt, daß man am Sonntagmorgen aufsteht und zur Kirche geht, anstatt sich auszuschlafen."

Wade Bell, ein 800-Meter-Läufer, der Mormone ist und an den Olympischen Spielen teilgenommen hat, hat gesagt: „Die Aschenbahn ist ein Prüfstand. Dort kann mein Verstand meinen Körper dazu bringen, etwas zu tun, was er nicht tun will;

dort kann ich sagen, ich habe heute zehn 400-Meter-Läufe in jeweils sechzig Sekunden geschafft, und die letzten vier Läufe waren so hart, daß ich gedacht habe, mir würden die Beine abfallen, aber mein Verstand hat mich in Gang gehalten."
Es sind zu wenige, die den Preis für Hochleistungen bezahlen wollen – auf allen Gebieten.

FEHLSCHLÄGE EINKALKULIEREN

Nachdem Cliff Sushman bei den Olympischen Spielen von 1960 in Rom im 400-Meter-Hürdenlauf die Silbermedaille gewonnen hatte, versagte er bei den Olympischen Spielen 1964, und er bekam keine Chance, nach Tokio zu gehen. Mehrere Sportbegeisterte aus seinem Heimatort schrieben ihm und bekundeten ihr Mitgefühl. Seine Antwort:
„Bedauert mich nicht. Ich bedaure einige von Euch.
Im Bruchteil einer Sekunde wurden all die vielen Jahre des Trainings einfach unwiderruflich ausgelöscht – Schmerzen, Schweiß und Blasen und die qualvollen Läufe. Aber ich habe es versucht. Ich versage viel lieber in dem Bewußtsein, mich ehrlich angestrengt zu haben, als daß ich es nicht einmal versucht habe . . . Jeder von euch kann versuchen, sich seine eigene ‚Olympiamannschaft' zu schaffen, sei es die Football-Mannschaft an der High School oder der Gesangverein, seien es die an der Schule besonders Ausgezeichneten oder sonstige Bereiche. Wie kann man sicher wissen, was man erreichen kann, wenn man sich nicht selbst übertrifft? . . .
Natürlich war ich enttäuscht, als ich auf die Nase gefallen bin. Aber jetzt kann ich nun einmal nichts weiter tun als wieder aufstehen, die Asche von meinen Wunden wischen und noch einen Schritt tun, und dann noch einen und noch einen, bis diese Schritte zu Kilometern und die Kilometer zum Erfolg werden.
Ich weiß, daß ich es vielleicht nie schaffen werde. Meine Aussichten sind nicht gut, aber ich habe auch Vorteile: ich habe den Wunsch und die Zuversicht.
Einige von Euch haben nie erlebt, wie zufrieden man ist, wenn man beim Sport sein Bestes gegeben hat oder wenn man sich in der Schule ausgezeichnet hat – oder das wunderbare Gefühl, wenn man eine Arbeit verrichtet hat, darauf zurückblickt und weiß, daß man sein Bestes getan hat . . .
Oben ist genug Platz, aber nicht genug Platz für jeden, sich hinzusetzen."

NIEMALS AUFGEBEN

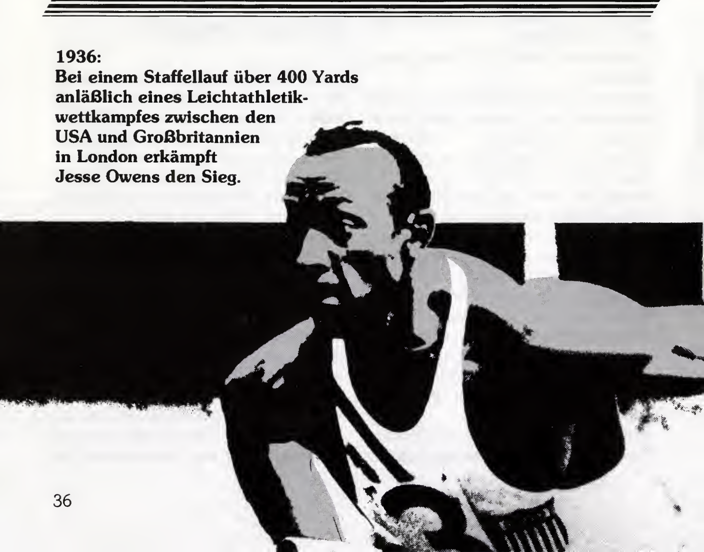
Karoly Takacs aus Ungarn war der anerkannt beste Pistolenschütze der Welt. Er wollte nichts so sehr, wie bei den Olympischen Spielen gewinnen. Aber eines Tages wurde Takacs, als er nach Hause fuhr, in einen Autounfall verwickelt, und die Ärzte mußten ihm den rechten Arm abnehmen – den Arm, mit dem er schoß.
Takacs' Genesung ging nur langsam voran. Die Schwierigkeit war nicht körperlicher, sondern seelischer Art. Takacs war auf einem Tiefpunkt. Andere wollten ihm helfen, aber sie konnten nur wenig tun. Takacs fing an, seine Freunde zu meiden; nicht einmal seine Familie wußte, wo er seine Zeit verbrachte. Aber Karoly Takacs arbeitete an sich. Einsam trainierte er den linken Arm und das Auge, mit dem er zielte. Ein solches Training bedeutet in viel größerem Maße eine verstandesmäßige

Beherrschung der Sache, als sich die meisten vorstellen. Bis zu den nächsten Olympischen Spielen war Takacs bereit.
Als der Wettkampf im Pistolenschießen beendet war, stand der einarmige Ungar, auf der obersten Stufe des Siegerpodestes mit einer Goldmedaille um den Hals und alle jubelten ihm zu.
Takacs hat uns etwas mehr gezeigt, als daß er gut schießen konnte. Er hat bewiesen, daß der Mensch Fähigkeiten zu einem neuen Aufschwung besitzt, die großenteils brachliegen. Er ist auf die interessante Tatsache gestoßen, daß ein Tiefpunkt keine Niederlage bedeutet, sondern nur das Ende einer „Talfahrt". Wie mir ein Freund gesagt hat: „Ein Tiefpunkt kann einen wieder vorwärts treiben."

ZUSAMMENARBEIT

„Man kann nicht mit einer Hand klatschen", sagt ein chinesisches Sprichwort. Im menschlichen Bereich ergibt eins und eins nicht zwei, sondern elf. In der Einigkeit liegt Stärke.
Bei den Wettläufen, die im Juni 1967 an der Brigham-Young-Universität in Provo, Utah, von Sportlern amerikanischer Colleges ausgetragen wurden, unterboten vier Studenten der University of Southern California den Weltrekord im 440-Yard-Staffellauf um eine ganze Sekunde. Die Zeit von 38,6 Sekunden über 440 Yards ist bemerkenswert, wenn man sie mit 9,1 Sekunden vergleicht, der Weltbestzeit für

1936:
Bei einem Staffellauf über 400 Yards anläßlich eines Leichtathletikwettkampfes zwischen den USA und Großbritannien in London erkämpft Jesse Owens den Sieg.



den 100-Yard-Sprint. Von der siegreichen Mannschaft der University of Southern California brauchte jeder einzelne durchschnittlich nur 8,7 Sekunden für 100 Yards!
Zusammenarbeit kann die Leistungen erhöhen. Das Leben ist ein gemeinschaftliches Unterfangen! Man braucht dafür Führer und Geführte. Um zurechtzukommen, muß man sich einander anpassen. Und man muß den Mitmenschen selbstlos lieben.

GLAUBE AN GOTT

Ein wahrer Meister wendet sich an Gott um zusätzliche Hilfe, nachdem er selbst alles gegeben hat.
Die 17jährige Cathy Ferguson mühte sich beim Rückenschwimmen 15 Zentimeter hinter der vordersten Schwimmerin ab. Sie konnte kaum noch ihre Arme und Beine fühlen, aber sie kämpfte weiter – acht Meter, sieben Meter, sechs Meter, fünf Meter. Sie ließ nicht nach, sondern rackerte sich ab, bis sie sich nach vorn schob und siegte. In diesem ruhmreichen Augenblick konnte sie kaum die Tränen zurückhalten, sagte aber: „Ich habe einfach dauernd gebetet: ‚Bitte, Gott, hilf mir weiterzumachen!' "
Fred Hansen war nervös und unruhig, weil er im Stabhochsprung zurücklag, und so hielt er in dem hitzigen Wettkampf inne, um einen Brief von seinem Vater zu lesen, worin er an folgendes erinnert wurde: „Die aber, die dem Herrn vertrauen, schöpfen neue Kraft, sie bekommen Flügel wie Adler. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt" (Jes 40:31). Beim nächsten Sprung schwang sich Hansen über die Latte und stellte einen neuen olympischen Rekord auf.

Gil Dodds, ein amerikanischer Läufer, fühlte sich bei einem entscheidenden Lauf plötzlich völlig erschöpft. Er hatte überall Schmerzen, und und seine Beine fühlten sich wie Blei an. Er wehrte den Wunsch ab, aufzugeben, und betete dabei inbrünstig: „Herr, heb du doch meine Beine hoch, und setze sie wieder auf." Er gewann den Lauf.

DIE VERANLAGUNG ZUM SIEGEN

Die meisten von uns werden nie an den Olympischen Spielen teilnehmen, doch sollten der olympische Wahlspruch und der olympische Geist eine tiefe Bedeutung für die Heiligen der Letzten Tage haben, denn sie glauben an den ewigen Fortschritt. Diese Ideale sollten uns dazu bewegen, auf allen Bereichen unseres Lebens ständig nach besseren Leistungen zu streben – unser Bestes zu tun, weiter auszuschreiten und wahrhaft siegreich zu sein.
Ihr, meine jungen Freunde, seid Söhne und Töchter Gottes. Wenn ihr genug Glauben an euch selbst als Kinder Gottes habt und so lebt, daß er euch segnen und groß machen kann, wird er alles tun, worum ihr ihn in Rechtschaffenheit bittet. Wenn ihr euch bemüht, ein Leben zu führen, das für euch nützlich ist, und euren Mitmenschen zu dienen, wird euch der Herr helfen. Er kennt eure Fähigkeiten, und er kann euch helfen, sie zu entfalten, bis ihr zu Läufern geworden seid, auf die die Worte: „Schneller, höher, stärker" zutreffen – mehr, als ihr euch je habt träumen lassen. □

